



Der Fall Dreyfus.

Von
Ghiveca Ralier.
(Paris.)

Der Fall Dreyfus hat in der ganzen Welt so viel Sensation gemacht, ist auch den Lesern der Sozialistischen Monatshefte so gut bekannt, dass es zwecklos wäre, die Details zu wiederholen. Ich will daher nur kurz die wichtigsten Ereignisse zusammenfassen.

1894 konstatarie man im Kriegsministerium das Verschwinden wichtiger Dokumente. Man sagt¹⁾, dass ein aufgefangener vom deutschen Gesandten an die italienische Gesandtschaft gerichteter Brief den Namen Dreyfus erwähnt habe. Wie dem auch sei, gegen September 1894 fiel das unter dem Namen Bordereau²⁾ allgemein bekannte Schriftstück in die Hände des Informationsbureaus des Ministeriums. Man schrieb das Bordereau Dreyfus zu, und er musste sich dem Gericht stellen. Der Prozess wurde bei geschlossenen Thüren geführt. Was ist eigentlich geschehen? Man kann kaum etwas Bestimmtes sagen. Man sollte zwar meinen, dass noch andere Beweise als das Bordereau hätten gebracht werden müssen. Nun behauptet der Advokat Demange, dass weder Dreyfus noch ihm, seinem Vertheidiger, ein anderes Schriftstück vorgelegt worden sei. Und der Eclair spricht von einem geheimen Dokument, das man vorgelegt, ohne dass Dreyfus oder sein Vertheidiger zugegen gewesen wären. Kurz, Dreyfus wurde verurtheilt zur Verbannung in eine Festung.

Vorher aber musste er noch die Degradation durchmachen (5. Januar 1895). Seine stolze Haltung, seine Kaltblütigkeit, die Versicherung seiner Unschuld erregten allgemeines Aufsehen. Das Geständniss, das nach den Erklärungen des Kriegsministeriums³⁾ der Angeklagte dem Hauptmann Lebrun-Renault gemacht haben soll, war zu jener Zeit noch garnicht bekannt⁴⁾. Das Gerücht von einem solchen Geständniss existirte erst vom 8. Januar an⁵⁾. Ich will diese Frage aber hier nicht weiter verfolgen.

¹⁾ Eclair vom 14. und 15. September 1896. Journal vom 16. September 1896.

²⁾ Als Facsimile veröffentlicht im Matin vom 10. November 1896.

³⁾ Man lese die Reden der Kriegsminister Billot und Cavaignac bei den Interpellationen in der Kammer.

⁴⁾ Lebrun-Renault, der an demselben Abend von einem Redakteur des Figaro interviewt wurde, erklärte, weder eine Erklärung noch ein Geständniss empfangen zu haben (Figaro vom 6. Januar 1895).

⁵⁾ Lancirt wurde das Gerücht von der Cocarde (8. Januar 1895).

Nach der Degradation wurde Dreyfus nach der Teufelsinsel gebracht (März 1895). Bis zum Sommer 1896 ist dann Alles still; nur die *Libre Parole* erinnert von Zeit zu Zeit an den Verbannten. Seine Familie, seine Freunde setzen unterdessen Himmel und Erde in Bewegung, um seine Unschuld zu beweisen. Der Bericht seiner Leiden in der Verbannung stachelt sie immer mehr an.

1896 gehen immer bestimmtere Gerüchte um, dass Dreyfus zu fliehen versuche. Am 2. September berichtet der *South Wales Argus* mit unständlichen Details die Flucht von Dreyfus. Am folgenden Tag bringt der *Daily Chronicle* und mit ihm alle französischen Zeitungen die sensationelle Nachricht. Das war der Ausgang der berühmten Campagne, und man vermuthet, dass die Familie das inszenirt habe. Ich will auch diesen Punkt nur erwähnen, nicht diskutieren. Sogleich stürzen sich einzelne Zeitungen in Personalforschungen.⁶⁾

Der *Eclair* bringt die ersten Informationen. Am 14. und 15. September bringt er einen ausführlichen Bericht über den Verrath und das Urtheil. Am 16. publizirt auch das *Journal* die Informationen, die es hatte finden können. Dann überstürzen sich die Ereignisse. Am selben Tag verlangt Frau Dreyfus in einer Petition an die Deputirtenkammer die Revision des Prozesses. Das Verlangen wird zurückgewiesen⁷⁾. Man interpellirt den Kriegsminister. Der *Matin* publizirt das *Bordereau*. Die Aufregung, namentlich in Paris, ist gross. Eine von Bernard Lazare verfasste Broschüre wird von der Schweiz aus in versiegeltem Couvert an Tausende in Frankreich geschickt.

Da kam ein plötzlicher Stillstand, man beruhigte sich allmählich, beobachtete aber scharf. Die Ruhe war nur äusserlich, das Feuer glommt unter der Asche. All die Anstrengungen der Freunde des Verbannten hatten schliesslich doch einen Eindruck gemacht. Der Funke, der Alles wieder zu hellen Flammen brachte, war ein Artikel, der am 29. Oktober 1897 im *Matin* erschien. Man las da die Erklärung des Vize-Präsidenten des Senats, Scheurer-Kestner: „Ich bin von der Unschuld Dreyfus' überzeugt und mehr als je entschlossen, für seine Rehabilitirung einzustehen“. Nun entbrennt der Kampf. Die Aufregung wächst in den Strassen, man glaubt, dass Aufstände zu befürchten seien. In Algier wird der Belagerungszustand erklärt.

Dann verbreitet sich die Kunde, dass die Freunde von Dreyfus den wirklichen Schuldigen gefunden haben, für den er büsst. Am 15. November reproduziren die Zeitungen den Brief, den Mathieu Dreyfus an den Kriegsminister gerichtet hat:

Herr Minister!

Die einzige Basis, auf die sich die Anklage im Jahr 1894 gegen meinen unglücklichen Bruder gründet, ist ein Sendschreiben ohne Datum, ohne Unterschrift, welches feststellt, dass geheime Militärdokumente an einen Agenten einer fremden Macht übermittelt worden seien.

⁶⁾ Ich nenne *Figaro*, *Jour*, *Autorité*, *Journal*, *Matin*, *Eclair*. Bemerkenswerth ist, dass damals der *Jour* einer Revision günstig gestimmt war, ebenso die *Autorité* und der *Figaro*. Das erstgenannte Blatt schwenkte plötzlich am 23. November 1897 ab; auch der *Figaro* änderte seine Haltung mit einem Schlage; das Sinken seiner Auflage soll die Hauptursache gewesen sein.

⁷⁾ 4. Dezember 1896.

Ich habe die Ehre, Ihnen mitzutheilen, dass der Verfasser dieses Schriftstückes der Major der Infanterie, Herr Walsin-Esterhazy ist, der im vergangenen Frühling wegen vorübergehender Krankheit ausser Dienst gesetzt wurde.

Die Schrift des Majors Walsin-Esterhazy ist genau diejenige des Dokuments. Es wird Ihnen, Herr Minister, sehr leicht sein, sich Schriftproben jenes Offiziers zu verschaffen.

Ich bin überdies bereit, Ihnen anzugeben, wo Sie Briefe von ihm finden können, Briefe, die unzweifelhaft echt sind, und die vor der Gefangennahme meines Bruders geschrieben wurden.

Ich kann nicht daran zweifeln, Herr Minister, dass, nachdem Sie den Urheber des Verrathes, um dessentwillen mein Bruder verurtheilt wurde, ermittelt, Sie schnelle Justiz üben werden.

Genehmigen Sie, Herr Minister, den Ausdruck meiner tiefen Hochachtung
Mathieu Dreyfus.

Dieses unerwartete Ereigniss verblüffte alle Welt, ausgenommen die direkt Betheiligten. Esterhazy hatte schon seit einiger Zeit Kenntniss von dem Angriff, der gegen ihn gerichtet werden sollte. Am 15. November, sogar vor der Denunziation, verkündet die *Libre Parole*, dass man Dreyfus auf Kosten eines andern Offiziers entlasten wolle durch ein Komplott, dessen Seele ein hoher Beamter des Kriegsministeriums sei.⁸⁾ Diese Ankündigung ging, wie es scheint, von dem Major Esterhazy aus. Wie hatte er Wind von der Sache bekommen? Er sagte selbst, auch das erwähne ich nur ohne weitere Kritik, dass er in einem geheimen nächtlichen Rendezvous von einer verschleierte Dame gewarnt worden sei, und dass ihm dieselbe auch ein Dokument übergeben habe, mittelst dessen er seine Ankläger vernichten könne⁹⁾. Infolge der Denunziation von Mathieu Dreyfus wurde eine Enquête eröffnet, welche General de Pellieux leitete. Diese Enquête brachte die Thatsachen heraus, dass Major Esterhazy ein Offizier von zweifelhaftem Ruf in Bezug auf seine moralischen Qualitäten sei, immer in Geldnoth, nachlässig im Dienst und nur in einem Punkt übereifrig: im Suchen nach Dokumenten über die Landesvertheidigung, die er von seinen Sekretairen kopiren liess. Zu gleicher Zeit stellten die Zeitungen, die auf Dreyfus' Seite standen, weitere Nachforschungen an. Man fand einige Briefe von Esterhazy, sie sind unter dem Namen Ulanenbriefe bekannt, in denen er einen heftigen Hass gegen Frankreich ausdrückt. Am liebsten hätte er an der Spitze eines preussischen Ulanenregiments gestanden, um die Schweinehunde von Franzosen erwürgen zu können, schrieb er unter anderen.

Am 2. Januar 1898 wurde der Major vor den Kriegsrath gestellt. Die Debatten fingen am 10. an. Der Rapport des Majors Ravary¹⁰⁾ war direkt eine Anklagerede, nicht gegen den Angeklagten, sondern gegen einen der Zeugen, den Oberst Picquart. Esterhazy dagegen wurde mit dem grössten Wohlwollen behandelt. Nachdem einige belanglose Zeugenaussagen noch gehört waren, wurden die Verhandlungen bei geschlossenen

⁸⁾ Gemeint ist Oberst Picquart.

⁹⁾ Dies befreiende Dokument ist ein Stück der geheimen Dossiers, welches die Stelle „*Cette canaille de D . . .*“ enthält. Es ist dasselbe Schriftstück, dass nach dem *Eclair* im Prozess Dreyfus hinter dem Rücken des Angeklagten und seines Vertheidigers mitgetheilt wurde.

¹⁰⁾ Dieser Bericht ist von Yves Guyot in seiner Broschüre: *La révision du procès Dreyfus* (Paris, P. V. Stock, 1898) veröffentlicht worden.

Thüren fortgeführt, sodass der Ankläger, M. Dreyfus, von den Debatten ausgeschlossen wurde. Nur noch Oberst Picquart konnte die Anklage aufrecht erhalten. Am Abend des 11. Januar schlossen die Verhandlungen mit der Freisprechung Esterhazys. Dieser verlangte und erhielt die Erlaubniss, seine Verleumder zu verfolgen. Bis jetzt hat er von dem Recht keinen Gebrauch gemacht¹¹⁾.

Mit der Freisprechung von Esterhazy schien die Dreyfussache für immer verloren. Man betrachtete mit einer gewissen Geringschätzung Diejenigen, die für Dreyfus eingetreten waren. Da richtete Emile Zola, der schon zwei Broschüren in der Sache veröffentlicht hatte¹²⁾, in der *Aurore* am 13. Januar einen offenen Brief an den Präsidenten der Republik. Nach einem kurzen und beredten Resumé der Frage schloss er so:

„Ich klage den Oberst du Paty de Clam an, der teuflische Helfershelfer des Justizirrhums gewesen zu sein, ich will zwar noch annehmen, dass es ohne Absicht geschah, und dass er während drei Jahren sein unheilvolles Werk mit den albernsten und strafbarsten Machinationen verteidigte.

Ich klage den General Mercier an, dass er, wenn vielleicht auch nur aus Kurzsichtigkeit und mangelnder Intelligenz, sich zum Mitschuldigen an der grössten Infamie des Jahrhunderts gemacht hat.

Ich klage den General Billot an, dass er die Beweise von der Unschuld Dreyfus' in Händen gehabt und sie unterschlagen hat. Er hat, um den kompromittirten Generalstab zu retten, einen Rechtsbruch und eine Sünde an der Menschheit begangen.

Ich klage die Generäle de Boisdeffre und Gonse an, Mitschuldige derselben Verbrechen zu sein, der eine ohne Zweifel verleitet durch seine klerikalen Neigungen, der andere vielleicht aus einem Korpsgeist heraus, der die Bureaus des Kriegsministeriums für eine heilige und unantastbare Bundeslade hält.

Ich klage den General de Pellieux und den Major Ravary an, ein verbrecherisches Zeugenverhör vorgenommen zu haben, ich verstehe darunter ein Verhör von ungeheurer Parteilichkeit, so dass wir im Bericht des letztern ein unvergängliches Denkmal naiver Vermessenhaft haben.

Ich klage die drei Schriftsachverständigen, die Herren Belhomme, Varinard und Couard an, lügenhafte und betrügerische Berichte verfasst zu haben, wofern eine ärztliche Untersuchung sie nicht als krank in Bezug auf Seh- und Urtheilsvermögen erklärt.

Ich klage die Bureaus des Kriegsministeriums an, in der Presse, besonders im *Eclair* und im *Echo de Paris*, einen abscheulichen Feldzug geführt zu haben, um die öffentliche Meinung zu täuschen und den eigenen Fehler zu verdecken.

Ich klage endlich das erste Kriegsgericht der Rechtsverletzung an, da es einen Angeklagten auf ein geheimes Schriftstück hin verurtheilt hat, und ich klage das zweite Kriegsgericht an, auf Befehl diese Gesetzwidrigkeit verdeckt zu haben, indem es seinerseits das Verbrechen beging, wissentlich einen Schuldigen freizusprechen.“

Natürlich war die allgemeine Erregung gross; mehr als je drohten Aufstände. Man musste das Haus des grossen Schriftstellers bewachen; verschiedentlich wurden Versammlungen abgehalten, wo man mit den Anhängern Zolas durchaus nicht glimpflich umging. In der Kammer selbst fanden die heftigsten Szenen statt; durch die Majorität gedrängt, musste der Kriegsminister Verfolgungen anordnen. Am 20. Januar wurden die Herren Zola und Perrenx¹³⁾ vor das Geschworenengericht der Seine gerufen, weil sie die folgenden Sätze geschrieben und gedruckt hatten:

¹¹⁾ Gleichzeitig gab Esterhazy, der für einen gewalthätigen Menschen galt, die Absicht kund, alle seine Gegner zu tödten; bis jetzt hat er aber von all diesen Plänen noch keinen ausgeführt.

¹²⁾ *Lettre à la jeunesse* (Dezember 1897) und *Lettre à la France* (7. Januar 1898).

¹³⁾ Herausgeber der *Aurore*.

„Ein Kriegsgericht kommt auf Befehl dazu, einen Esterhazy freizusprechen; es ist das ein Schlag ins Gesicht der Wahrheit und der Gerechtigkeit.

Nun hat Frankreich sich mit diesem Makel beschmutzt; die Geschichte wird aufzeichnen, dass unter Ihrer Präsidentschaft ein so grosses Verbrechen gegen die Allgemeinheit begangen worden ist. . . .

. . . . Sie haben dieses ungerechte Urtheil ausgesprochen, welches für alle Zeiten als Odium auf unserm Kriegsgericht lasten wird.

Das erste Kriegsgericht konnte aus Unverstand gehandelt haben, das zweite beging ein Verbrechen. . . .

. . . . Ich klage das zweite Kriegsgericht an, auf Befehl hin diese Gesetzwidrigkeit verdeckt zu haben, indem es seinerseits das Verbrechen beging¹⁴⁾.

Am 7. Februar, mitten in dieser von Zweifeln erfüllten Atmosphäre, wurden die Verhandlungen eröffnet. Sie dauerten vierzehn Tage, 105 Zeugen wurden vorgeladen. Während dieser ganzen Zeit kämpften die Herren Labori und Clémenceau¹⁵⁾, bewunderungswürdig in ihrem Muth und ihrer Ausdauer, vollkornen vergeblich dafür, dass die wesentlichsten Fragen den Zeugen vorgelegt werden sollten. Vierzehn Tage lang kämpfte die Vertheidigung trotz aller Unterdrückung und Unterbrechung, um Licht in die Sache zu bringen.

Alle Anstrengungen waren umsonst; der Präsident Delegorgue genügte der Aufgabe, die ihm übertragen worden war. Er überwachte das Ganze mit Argusaugen; er lenkte die Anklage auf unwesentliche Punkte des Anklageobjekts; er verhinderte die Vertheidigung, mit den wirklich in Frage kommenden Dingen herauszukommen.

Während nun die Advokaten zum Schweigen verurtheilt wurden, konnten die als Zeugen berufenen Generäle sich frei aussprechen, es war aber verboten, sie zu unterbrechen, Erklärungen von ihnen zu verlangen, oder ihnen zu widersprechen. Von Dreyfus durfte überhaupt nicht gesprochen werden. In der Sitzung vom 9. Februar behauptet der General Mercier: „Ich sage, dass Dreyfus ein Verräther war, der gerecht und gesetzlich verurtheilt wurde“. Sogleich ergreift Labori das Wort, um diese Versicherung zurückzuweisen; man unterbricht ihn ebenso schnell mit den Worten: „Sie haben nicht das Recht, zum Fall Dreyfus zu sprechen“¹⁶⁾. Alle Mittel, die Meinung der Geschworenen zu beeinflussen, wurden angewendet. Der General Pellieux behauptete, dass ein bestimmtes Schriftstück Dreyfus unwiderruflich verurtheile. Er verlangte von seinen Vorgesetzten die Erlaubniss, dasselbe mitzutheilen; natürlich wurde es nicht vorgezeigt; aber die Zuversicht, mit der Pellieux davon gesprochen, hatte den gewünschten Eindruck gemacht. Neben den Behauptungen ohne Gegenrede verwendete man Drohungen. Am 18. erklärte General Boisdeffre den Richtern, dass, wenn der Generalstab nicht mehr das blinde Zutrauen des Landes habe (soll heissen: wenn Zola nicht verurtheilt werde), so werde er seinen Abschied nehmen. Man kann sich leicht denken, welche Tragweite eine solche Drohung hatte. Die Demission des ganzen

¹⁴⁾ Diese Sätze waren geschickt aus jenem Artikel ausgeschnitten worden, um Zola nicht das Hineinziehen des Dreyfus-Prozesses zu gestatten. In einem Briefe an den Kriegsminister wiederholt Zola diese Beschuldigungen und fügt noch die neuen hinzu, die wir bereits angeführt; dieser neue Brief wurde aber nicht strafrechtlich verfolgt.

¹⁵⁾ Labori war der Vertheidiger Zolas, Clémenceau der Perrenx'.

¹⁶⁾ Vergl. das stenographische Protokoll des Prozesses Zola (Paris, P. V. Stock), Bd. I., pag. 171.

hohen Kommandos der Armee in einem Zeitpunkt, wo Kriegsgerüchte von der Presse des Generalstabes willfährig verbreitet werden. Von all den Verletzungen des Rechtes und der Vertheidigung hatte diese den meisten Erfolg. Die Wirkung wurde konstatiert in den darauf bezüglichen Schlüssen Laboris: „Angenommen, dass durch die Aussage des Herrn General de Boisdeffre die Frage des Vertrauens in den Generalstab der Armee jetzt vor dem Gericht gestellt wird, und dass der Chef des Generalstabes angedeutet hat, dass ein Freisprechungsedikt die Demission des Generalstabes nach sich ziehen würde . . .“¹⁷⁾.

Der Generalstab will den Sieg davontragen, wie auf einem Schlachtfeld. In der Sitzung vom 11. zieht der Oberst Henri mit einem energischen: „Denn man los!“ nach¹⁸⁾. Mit Keulenschlägen schlägt man die Vertheidigung dann nieder. Die Advokaten stellen Fallen¹⁹⁾. Was die Zeugen betrifft, so haben die gelogen, die nicht nach Wunsch aussagen, und der Präsident konstatiert, dass die Zeugen sich widersprechen²⁰⁾. Versucht er aber, die Frage aufzuklären? Durchaus nicht. Man geht weiter trotz aller Reklamationen der Vertheidiger. Schliesslich wurde die Verurtheilung ausgesprochen. Perrenx wurde zu 4 Monaten Gefängniss und 3000 Fres., Zola zu einem Jahr Gefängniss und 3000 Fres. verurtheilt. Die Sache war aber damit noch nicht erledigt. Sobald das Urtheil verkündet worden, legten die Verurtheilten Berufung beim Kassationshof ein. Von den sieben Punkten, die sie vorbrachten, wurde einer durch den obersten Gerichtshof angenommen. Artikel 47, § 1 des Gesetzes vom 29. Juli 1881 verfügt, dass im Falle von Beleidigung oder Verleumdung der Gerichte und anderer unter Artikel 30 des Gesetzes fallenden Körperschaften die Verfolgung nur stattfinden kann, wenn dieselbe verfügt wird infolge eines gemeinsamen Beschlusses, oder, wenn die Körperschaft nicht vollständig versammelt werden kann, auf die Klage des Chefs derselben oder des Ministers, zu dessen Ressort sie gehört. Nun war die Verfolgung durch den Kriegsminister erfolgt und nicht durch das erste Kriegsgericht. Aus diesem Grunde wurde das Urtheil des Geschworenen-Gerichts kassirt²⁰⁾.

Auf Anordnung des Kriegsministers wurde das erste Kriegsgericht zusammengerufen, am Freitag, den 9. April, und eine neue Verfolgung beschlossen. Am 10. April wurden Zola und Perrenx vor das Geschworenen-gericht von Versailles für den 23. Mai zitirt, da sie folgenden Satz geschrieben und gedruckt hatten:

„Ein Kriegsrath wagt es, auf Befehl einen Esterhazy freizusprechen; es ist das ein Faustschlag ins Gesicht der Wahrheit und Gerechtigkeit“.

Die Anklagepunkte waren also noch mehr beschränkt wie im Februar. Am 23. Mai wurden die Vorverhandlungen wieder eröffnet, sie werden sogleich unterbrochen. Labori erklärte die Richter von Versailles für inkompetent; der Gerichtshof war anderer Meinung, der Kassationshof

¹⁷⁾ Stenographisches Protokoll, Bd. I, pag. 127 und 133.

¹⁸⁾ Stenographisches Protokoll, Bd. I, pag. 375.

¹⁹⁾ Stenographisches Protokoll, Bd. I, pag. 148.

²⁰⁾ Stenographisches Protokoll, Bd. I, pag. 159, 249, 327, 332, 364 u. a. m.

²¹⁾ Uebrigens handelte dabei der Kassationshof eigentlich gesetzwidrig, da eine Berufung, die sich auf die Ungültigkeit des ganzen Verfahrens bezieht, vor dem Urtheilsspruch stattfinden muss, wenn sie überhaupt berücksichtigt werden soll.

musste entscheiden, und die Verhandlungen wurden vertagt. Sie wurden am 18. Juli wieder aufgenommen, da der Kassationshof die Kompetenz des Versailler Gerichtshofes anerkannt hatte. Auch diesmal kam es nicht zu den Verhandlungen. Noch bevor die Geschworenen ausgelost waren, verlangte Zola durch seinen Vertheidiger, zu der Beweisführung der That-sachen zugelassen zu werden, welche bei seiner Vorladung herbeigezogen, aber nicht ausgesprochen wurden. Der Gerichtshof verwarf provisorisch den Beschluss und behielt sich eine neue Berathung nach der Ausloosung der Geschworenen vor. Zola und Perrenx legten nun wieder Berufung ein. Ein Kontumaz-Urtheil verurtheilte Jeden zu einem Jahr Gefängniß, 3000 Frs. und gemeinsamer Tragung der Prozesskosten.

Wenn das Urtheil vollstreckbar sein soll, so muss es dem Verurtheilten überreicht werden. Er hat dann nur noch 5 Tage Zeit, um dagegen zu reklamiren. Um die Ueberreichung zu verhindern und eine Verzögerung herbeizuführen, haben die Angeklagten Frankreich verlassen. Ihre Berufung wurde durch den Kassationshof am 6. Mai abgewiesen.

Die Zolasache ist also gegenwärtig unerledigt und wird es bleiben, bis die Angeklagten nach Frankreich zurückkehren.

Ich habe bis jetzt die Sache in ihrem logischen Verlauf verfolgt, ohne mich mit den Personen, die im Hintergrund stehen, beschäftigt zu haben. So habe ich absichtlich die Sache des Oberst Picquart übergangen, um erst jetzt darauf zurückzukommen. Uebrigens werden wenige Worte da genügen.

Der Oberst Picquart hatte 1895 die Direktion des Informationsbureaus des Kriegsministeriums übernommen. Er kannte die Sache Dreyfus sehr gut, da er als Delegirter des Ministers bei den Verhandlungen zugegen gewesen, bei denen Dreyfus verurtheilt worden. Das genügte ihm aber nicht, um sich mit einer möglichen Revision zu beschäftigen. Wie kam nun der Oberst dazu, sich mit dieser Sache zu befassen? Nach seiner eigenen Angabe ist es eine Rohrpostkarte, die er in den Papieren einer fremden Gesandtschaft gefunden, die seine Aufmerksamkeit erregte²²⁾. Die Schrift dieser Karte sah derjenigen auf dem Bordereau sehr ähnlich, da sie von Oberst Picquart nach 17 Monaten wieder erkannt worden war. Er wurde argwöhnisch, liess Schriftvergleiche machen, und da diese entscheidend waren, stellte er weitere Nachforschungen an.

In diesem Zeitpunkt erfolgte die Nachricht des South Wales Argus, nachher der Artikel des Eclair, von dem wir schon gesprochen. Der Oberst hat immer bestritten, dass er jenen Artikel geschrieben oder inspirirt habe. Seine Vorgesetzten, wie seine Kollegen schrieben ihm denselben zu. Zuerst hatte man ihn ermuthigt, Esterhazy nachzuspüren, nach und nach aber wurde man weniger eifrig. Man empfahl ihm Vorsicht, äusserte Vorsicht. Wollte er durch diese Veröffentlichungen die Einwilligung seiner Vorgesetzten erzwingen, ihnen die Hände binden? Diese vermutheten es. Als am 10. November im Matin das Bordereau

²²⁾ Diese Karte war an Esterhazy adressirt und hatte folgenden Wortlaut: „Ich erwarte vor allem eine detaillirtere Erklärung, als die, die Sie mir neulich über die schwebende Frage gegeben haben. Ich bitte Sie, sie mir schriftlich zu geben, damit ich beurtheilen kann, ob ich meine Beziehungen zu dem Hause R. . . . fortsetzen kann oder nicht.“

publizirt worden, erhielt der Oberst plötzlich den Befehl, Paris zu verlassen. Er wurde nach Tunis geschickt. Sobald die Esterhazysache wieder spukte, wurde er zurückgerufen. Bei Anlass des Zolaprozesses am 11. Februar sprach er von dem Argwohn, der ihn überall verfolgte und seine geringfügigsten Handlungen begleitete. Sobald der Prozess des Majors beendet, wurde er vor einen Untersuchungshof gestellt und am 1. Februar verabschiedet.

Seit dem Zolaprozess sind neue Dinge geschehen. Zuerst wurde einer der eifrigsten Vertheidiger von Dreyfus, Joseph Reinach, von seinem Hauptmannsgrad kassirt.

Die Experten Varinard, Couard und Belhomme, die in dem offenen Briefe Zolas gebrandmarkt wurden, haben seine Verurtheilung erwirkt, die vom Staatsanwalt auf das Minimum festgesetzt wurde, das heisst auf ein Monat Gefängniß und 2000 und 1000 Frs. Schadenersatz an jeden Experten.

Der Major Esterhazy und seine Geliebte, Frau Pays, wurden von der Anklage der Fälschungen²³⁾ freigesprochen.

Picquart und sein Freund und Vertheidiger Leblois werden beschuldigt, durch Mittheilungen wichtiger Schriftstücke die nationale Sicherheit zu gefährden.

Judet, der politische Redakteur des Petit Journal wurde verurtheilt, weil er den Vater von Zola verleumdet hatte; er wird zudem gegenwärtig noch angeklagt, Fälschungen begangen zu haben: in einem Artikel hat er Briefe wiedergegeben, die er dem Oberst Combes zuschiebt. Zola vermuthet nun, dass diese Briefe konstruirt worden seien, und Judet wird sich dafür vor Gericht verantworten müssen.

Schliesslich hat sich auch der Major Esterhazy einer Untersuchungskommission stellen müssen, die ihn aber sehr bald wieder freiließ.

So stand die Dreyfussache bis Ende August. Es war ein bewundernswerth durchgeführter Feldzug nach einem äusserst geschickten Plan. Ein Offizier ist widerrechtlich verurtheilt worden! Es handelt sich darum, eine Revision des Prozesses herbeizuführen. Dazu giebt es kein legales Mittel, also nimmt man ein ausserlegales: ein gleiches, einheitliches Gefühl muss dazu führen, eine Ungerechtigkeit wieder gut zu machen. Dazu muss man zuerst und vor allem die Aufmerksamkeit auf den Verurtheilten und auf seine Verurtheilung lenken.

Dieses Ziel haben die Freunde von Dreyfus jetzt erreicht. Sie haben ihre Privatsache derart zur allgemeinen gemacht, dass sich Jedermann mit Dreyfus beschäftigen muss. Er bildet das einzige Gespräch, sein Name prangt auf allen Anschlagssäulen, er lebt in allen Zeitungen, er beschäftigt fast ausschliesslich unsere Behörden, er erscheint in allen politischen Fragen, wie ein Gespenst tritt er in den glücklichsten Familien, zwischen den intimsten Freunden auf; Alles kommt von ihm, Alles geht zu ihm. Seit langem hatte keine Frage unser Land so tief bewegt, sogar der Boulangismus hat die Gemüther weniger erregt.

²³⁾ Gegenstand der Anklage bildeten an Picquart gesandte Briefe und Telegramme, mit Pseudonymen gezeichnet, welche sonst von Freunden Picquarts in ihren Korrespondenzen mit ihm gebraucht worden waren. Diese Briefe und Telegramme waren so abgefasst, dass sie den Adressaten aufs schwerste kompromittiren mussten.

Doch berührt die ganze Bewegung die Masse des Volkes nur wenig. Einen Augenblick fürchtete man in Paris den Aufstand, eine Fabrik wurde von Arbeitern bestürmt, Steine wurden geworfen, aber die Polizei stellte bald die Ordnung wieder her. In den politischen Versammlungen fanden lebhaft Debatten statt. So lange Zolas Prozess dauerte, musste die Polizei ihn jeden Abend vor der heulenden Menge schützen, aber trotz der Anstrengungen der Antisemiten, trotz aller ihrer Aufwiegelung wurde Paris bald wieder ruhig. In Algier war es anders, der Aufruf zum Mord wurde besser gehört. Auf den Ruf von Max Régis wachte der Antisemitismus, der in Algier immer nur schlummert, auf, die jüdischen Kaufläden, die jüdischen Banken wurden geplündert, die Juden getödtet. Noch jetzt ist die Ruhe nicht hergestellt.

In den Kreisen der Intelligenz und der Aristokratie dauert der Kampf erbittert fort. Es kämpfen Heer und Behörde, Heer und Universität, Heer und jüdische Banquiers. Auch die politischen Partei rühren sich.

Sehen wir uns erst die Behörde näher an. Obschon der Zolaprozess ein ungeheuerliches Erwürgen der Vertheidigung zu Gunsten der Armee war — das verdankt man namentlich dem Umstand, dass der Präsident Mitschuldiger war — hat man einen Delegorgue, Périvier finden können, die die Verhandlungen in aller Form leiteten, aber in Wahrheit Handlanger waren, Leib und Seele der Regierung ergeben, Menschen, denen ein Avancement mehr am Herzen lag, als die Armee. Sie sind auch nicht die Vertreter der wirklichen Empfindungen der Behörde. Wir haben gesagt, dass der Kassationshof aussergesetzlich gehandelt habe, indem er das erste Urtheil gegen Zola kassirte. Unserer Meinung nach liegt darin ein werthvoller, unzweifelhafter Beweis dafür, dass der höchste Gerichtshof für Zola Sympathie hatte. Andererseits hat der Untersuchungsrichter Bertulus, dem man auch ehrgeizige Motive zuschrieb, keinen Augenblick gezögert, dem Generalstab direkt entgegen zu treten. Ohne das Dazwischentreten des Staatsanwaltes Feuilleloy²⁴⁾ würde wahrscheinlich der Oberst du Paty de Clam vor dem Gericht kläglich genug dagestanden haben. Welchen Gründen ist nur die Feindseligkeit der Behörden zuzuschreiben? Mir scheinen drei Gründe vorzuliegen:

Erstens der missvergnügte, skeptische Geist, der von Alters her unsere Behörden beseelte.

Vielleicht auch der Kastengeist, die Eifersucht gegen die militärische Gerichtsbarkeit. Unsere Gerechtigkeit ist nicht die Euré, hatte Ravary in einer Verhandlung des Zolaprozesses gesagt. Sie haben nicht dasselbe Gesetzbuch, unsere Richter sind eifersüchtig auf die Rechtsvollzieher ohne juristische Bildung, die nicht dieselben Traditionen, nicht dieselbe Rechtslehre haben.

Das Wenige, was man von dem Prozess weiss, in dem Dreyfus verurtheilt wurde, scheint nicht gesetzmässig, vielleicht ist das Material da, um einen Irrthum gut zu machen und ohne Zweifel würde der oberste Gerichtshof gern den Retter der Unschuld spielen und die Ungesetzlichkeit des Vorgehens des Kriegsgerichts darthun.

²⁴⁾ Bemerkenswerth ist, dass Feuilleloy erst kürzlich zu dieser hohen Stellung kam.

Wie die Behörde ist auch die Universität getheilt. Auf der einen Seite stehen in kleiner Zahl die Streber, auf der andern die Majorität derer, die eine eigene Meinung haben. Mehrere von ihnen haben ihre Stellungnahme theuer bezahlt, Grimaux, Professor am Polytechnikum, ist pensionirt worden, weil er seine Bewunderung für den Muth Zolas ausgedrückt hat. Der Senior der Fakultät von Bordeaux ist seines Amtes entsetzt worden, weil er auf einem Grab gegen die Erstickung der Wahrheit protestirt hatte. Ein Anderer, Buisson, Professor an der Sorbonne, der ehemalige Mitarbeiter von Jules Ferry und ehemaliger Chef des Volksschulunterrichts, hatte ebenfalls auf einem Grab gesprochen. Seine Sache ist noch nicht entschieden.

Die Elite der Wissenschaft und Litteratur ist für Zola, die Herren Duclaux, Anatole France, Meyer, Monod, Molinier, Passy, Séailles etc.

Schliesslich haben auch die jüdischen Banquiers den Kampf gegen den Generalstab aufgenommen, und nach den Wirkungen zu schliessen, sind ungeheure Summen im Dienste dieser Sache verwendet worden. Das Einkommen der Familie Dreyfus, wie gross es auch sein mag, hätte nie genügt, diesen bedeutenden Kampf zu inszeniren. Die Goldkönige mussten mit ihren Kapitalien einspringen. Neue Zeitungen wurden gegründet nur um der Sache willen²⁵⁾, andere hat man sich mit Gold gegenseitig abgejagt²⁶⁾, Plakate, Broschüren, Bücher wurden geschrieben und vertheilt²⁷⁾, neue Gesellschaften wurden gegründet, und man gab ihnen Geld, damit sie in den Kampf eintreten können. Hier stellt sich eine neue Frage ein: Besteht also das berühmte Syndikat in der That? Wörtlich genommen, glauben wir es nicht; es existirt nicht eine feste Gesellschaft, die Dreyfus befreien will, aber wir nehmen doch beinahe an, dass eine Art Koalition unter den Freunden von Dreyfus besteht, die aus irgend welchen Interessen der Familie hilft, die Befreiung zu erreichen.

Es bleibt uns noch übrig, die Haltung der politischen Parteien zu prüfen. Und das ist nicht leicht. Diese geheimnisvolle Geschichte hat

²⁵⁾ *Aurore*, *Droits de l'homme*, *Lumière*, *Sifflet* etc.

²⁶⁾ Es ist natürlich schwer festzustellen, welche Zeitungen Geld genommen haben; doch kann man wohl mit Sicherheit *Figaro*, *Siècle*, *Cloche*, *Rappel* und einige weniger bekannte Blätter nennen.

²⁷⁾ Die Liste der Plakate, Bücher und Broschüren ist unermesslich gross. Ich nenne hier nur die hauptsächlichsten, in der Reihenfolge wie sie erschienen sind: *La vérité sur l'affaire Dreyfus*, von Bernard Lazare. 1. Ausg. 1896. 2. Ausg. 1897. Paris. Stock. — *L'affaire Dreyfus*, von Bernard Lazare. Paris 1897. Stock. — *Lettre à la jeunesse*, von E. Zola. Paris 1897. Fasquelle. — *Lettre à la France*, von E. Zola. Paris 1898. Fasquelle. — *Les étapes d'un intellectuel*, von A. Réville. Paris 1898. Stock. — *Voltaire et Calas*, von R. Allier. Paris 1898. Stock. — *Propos d'un solitaire*, von E. Duclaux. Paris 1898. Stock. — *Les faits et les preuves*, von X... Paris 1898. Stock. — *Révision du procès Dreyfus*, von Y. Guyot. Paris 1898. Stock. — *Comment on condamne un innocent*, von Bernard Lazare. Paris 1898. Stock. — *Le compte-rendu sténographique du procès Zola*. 2. Bd. Paris 1898. Stock. — *Coupable ou non?* von Justin Vaneux. Paris 1898. Stock. *Dreyfus et Esterhazy*, von Y. Guyot. Paris 1898. Stock. — *La trahison: Esterhazy et Schwarzkoppen*, von Jean Testis. Paris 1898. Stock. — *L'armée de condé*, von Urbain Gohier. Paris 1898. Stock. — *Lettres d'un innocent*, von A. Dreyfus. Paris 1898. Stock. — *Dreyfus? vom Hauptmann P. Marin*. Paris 1898. Stock. — Vom selben Verfasser sind erschienen: *Esterhazy? — Picquart? — Lebrun-Renault?*

sogar politische Freundschaften gesprengt. Es muss daran erinnert werden, dass von der letzten Interpellation an, die in der Kammer stattgefunden, sich bis Ende August keine Stimme mehr für Dreyfus erhoben hat.

Die Royalisten, Imperialisten, die Progressisten unter den Republikanern und die gemässigten Republikaner scheinen eine Revision nicht zu wünschen, wenigstens als Parteien nicht; jeder Einzelne stellt sich anders zur Frage: viel Köpfe, viel Sinne. Die Radikalen lassen sich schwer in die Karten schauen.

Nun zur äussersten Linken.

Die französischen Sozialisten²⁸⁾ sind durchaus verschiedener Ansicht. Die guesdistische Richtung, die stärkste unter den sozialistischen Parteien, ist selbst getheilt. Der Nationalrath (die Herren Guesde, Zévaïs, Chauvin, Bornier, Lafargue, Carnaud, Fostin) hat erklärt, dass im Grund genommen die Dreyfussache nicht interessanter sei, als jede andere. Dreyfus ist ein Bourgeois, Bourgeois sind die, die ihn anklagen und die, die ihn vertheidigen. Es ist also ein Krieg innerhalb der Bourgeoisie selbst, und das geht die Arbeiter nichts an, die sich mit den Kämpfen ihrer Klasse zu befassen haben. Die verschiedenen Sektionen der Guesdisten haben dieselbe Ansicht und ebenfalls Stillschweigen bewahrt. Aber die kollektivistischen Studenten haben revoltirt. In einem von der Aurore publizirten Artikel kritisirt Jean Longuet die Haltung des Nationalraths bitter, er findet, dass die Affaire Dreyfus eine ausgezeichnete Gelegenheit biete, die Bourgeoisklasse anzugreifen.

Den Guesdisten entgegen steht die Fraktion der Allemanisten, sie verlangt, dass man in der Sache Stellung nehme. Sie bekämpft die Guesdisten heftig und greift Rochefort an, der im Intransigeant gegen die Juden loszieht.

Die Broussisten bewahren Schweigen, ebenso das Comité révolutionnaire central, nur Argyriadès ist in den Kampf eingetreten. Dieses Schweigen erregt die Aufmerksamkeit; Vaillant werden auch direkt Vorwürfe gemacht.

Am meisten gespalten sind die unabhängigen Sozialisten. Jaurès, Fournière, Gérault-Richard haben sich begeistert auf die Seite des Verurtheilten gestellt, Millerand und Viviani dagegen sind dreyfusfeindlich²⁹⁾. Sie haben die Petite République verlassen und sich der Lanterne wieder zugewendet.

Weniger deutlich trennen sich die anarchistischen Sozialisten. Sébastien Faure kämpft im Libertaire heftig für Dreyfus, er will dadurch namentlich dem Militarismus entgegentreten. Jean Grave richtet sich in den Temps Nouveaux direkt gegen den Militarismus. Hamon schweigt, man ist darüber überrascht und sehr verschiedener Meinung.

So lagen, wie gesagt, die Dinge Ende August. Da tritt eine plötzliche Wandlung ein. In der Nacht des 30. August erscheint eine offiziöse

²⁸⁾ Ueber die einzelnen Parteien innerhalb des französischen Sozialismus vergl. Léon de Seilhac: Der Sozialismus in Frankreich. Soz. Monatshefte 1897, pag. 575 ff. u. 625 ff.

²⁹⁾ Es scheint mir, und ich stehe mit dieser Ansicht nicht allein da, dass Millerand und Viviani, beson ers Ersterer, sich langsam zu sozialistischen Radikalen und Radikalen entwickeln; man behauptet, dass das Schielen nach einem Ministersessel diese Entwicklung beeinflusst.

Note, die kurz mittheilt, dass Oberst Henry, der im Dreyfushandel eine leitende Rolle gespielt, sich vor dem Kriegsminister als Urheber jenes Briefes vom Oktober 1896 bekannt habe, in dem der Name Dreyfus ausgeschrieben ist; die Wirkung dieser Nachricht ist für die Gegner der Revision zerschmetternd: die Machenschaften des Generalstabes fallen mit einem Schläge in sich zusammen. Jetzt überstürzen sich die Ereignisse: am 1. September der Selbstmord Henrys, unmittelbar darauf der Rücktritt des Generalstabs-Chefs de Boisdeffre; am 4. die Demission des Kriegsministers Cavaignac; am 7. übernimmt der bisherige Militairgouverneur von Paris, General Zurlinden, das Kriegsportefeuille; am 8. flüchtet Esterhazy, der merkt, dass es schief geht, aus Frankreich.

Einige Tage verlaufen dann ohne weitere Ereignisse; bemerkenswerth ist die schwankende Haltung der Regierung, über die die widerspruchsvollsten Nachrichten umlaufen. Am 12. heisst es dann, dass der General Zurlinden ein Gegner der Revision sei und mit seinem Rücktritt drohe; eine neue Krise ist im Anzuge; am 13. wird Paty de Clam auf Beschluss des Ministerrathes in Nichtaktivität versetzt, wegen seiner Umtriebe in der Esterhazysache. Gerüchte von einer Demission des Cabinets, ja einer Demission des Präsidenten der Republik tauchen auf; es erfolgen offiziöse Dementis, und am 17. ermächtigt der Ministerrath den Justizminister Sarrien, die Kommission des Justizministeriums behufs Einleitung des Revisionsverfahrens zusammenzuberufen. Das Cabinet Brisson bleibt bestehen; nur der Kriegsminister und einer seiner Kollegen treten zurück.

Vor unseren Augen vollendet sich da eines der grössten Zwischenspiele, die unsere ihrem Ende entgegeneilende Gesellschaft aufrühren. Noch scheint die Lage dunkel und verworren; aber so viel ist klar, dass eine neue Phase beginnt. „La vérité est en marche“. Da ist es wenig von Belang, dass eine schwache Regierung vielleicht noch zwischen Befürchtungen und Berechnungen hin- und herschwankt. Der Revision des Dreyfus-Prozesses geht eine andere Revision voraus: die des politischen Bewusstseins des französischen Volkes.

In dem grossen Drama, das sich abspielt, verschwindet die Persönlichkeit von Dreyfus. Frankreich wird bis ins Innerste erschüttert, und das ist das Zeichen einer Entwicklung einer neuen Aera, einer neuen Form des sozialen Lebens entgegen. Die Erde macht solche Erschütterungen durch in den Zeitpunkten, wo sie sich umgestaltet. Wir wollen daher über diese Zuckungen nicht erschrecken, ihr Ende wird das Zustandekommen einer Aenderung sein, und diese kann nur eine Verbesserung bedeuten, besonders wenn wir, die ganze Bewegung richtig erfassend, sie zu leiten verstehen.

Wir müssen uns bewusst werden, dass es sich in diesem Augenblick nicht mehr um einen Kampf zwischen Sachwaltern für und gegen eine Freisprechung handelt. Der Kampf, der tödtliche Kampf vollzieht sich zwischen dem Militarismus und dem Intellektualismus³⁰⁾. Der erstere besinnt sich auf die Jahrhunderte lange Unterdrückung, die er ausgeübt hat, seine Stärke besteht in der Tradition; der zweite vertheidigt die

³⁰⁾ Die Humanité Nouvelle (März 1898) hat eine Enquête über den Militarismus eröffnet. Ihre Resultate werden wohl eine glänzende Bestätigung meiner Behauptung bilden.

Freiheit, die ihn in der Geschichte blitzartig entgegengeleuchtet hat, seine Stütze ist der gesunde Menschenverstand und der Hass der Bedrückten, der Hass, den Jahrhunderte des Elends aufgehäuft haben. Auf der einen Seite die brutale und disziplinäre Gewalt, auf der anderen Seite der Gedanke allein.

Trotz allem können wir über den Ausgang des Kampfes beruhigt sein, der Kampf beweist, dass der Gedanke Terrain gewonnen hat, und dass er stetig fortschreitet. Er befindet sich beklemmt in einer sozialen Form, die ihn bis dahin nicht behindert hatte. Daher stammen alle seine Revolten. Der Generalstab widerstand, wie das Gefäss widersteht, das für die darin keimende Pflanze zu eng wird, noch nie hat ein Gefäss die Wurzel in ihrer Einwickelung hemmen können, der Generalstab muss unterliegen.

Nur müssen wir im Auge behalten, dass die Armee eines Dreyfus nicht ganz uns gehört, es sind in ihren Reihen Soldaten, die nicht dasselbe Ziel haben, sie wollen nur die Revision des Prozesses, aber beileibe nicht eine Veränderung der Verhältnisse. Diesen müssen wir misstrauen. So lange unsere Pläne dieselben sind, können wir mit ihnen gehen, aber dann heisst es Obacht geben, um nicht von ihnen fortgerissen zu werden.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, ist es zu bedauern, dass der Kampf sich auf diesem Gebiet entsponnen. Es spielen da untergeordnete Punkte mit, die unserem Zusammenhandeln schaden. Viele der Soldaten, die auf unserer Seite kämpfen sollten, sind abwesend. Dreyfus ist für uns gleichzeitig eine Standarte und ein Gegenstand der Zwietracht.

Der Kampf ist entbrannt, und es ist keine Zeit mehr, um zu wählen. Das Terrain ist nicht günstig; sollte das ein Grund zum Zurückweichen sein? Lasst uns in den Kampf ziehen, aber die Vorsicht soll uns leiten, und namentlich die Erkenntniss: Dreyfus ist ein Mittel aber kein Ziel.

Grossgrundbesitz und soziale Frage.

Von

Conrad Schmidt.

(Königsberg.)

Der Grossgrundbesitz ist oftmals als das eigentliche Fundament der kapitalistischen Volkswirtschaft und als die Basis der Ausbeutung erklärt werden. Gleich das erstemethodische System, zu dem es die Entwicklung der ökonomischen Theorien gebracht hat, der Physiokratismus in Frankreich um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts geht auf die Vorstellung zurück, dass alles Gewinneinkommen auf der Aneignung eines überschüssigen Arbeitsertrages durch die Besitzenden beruhe. Die Arbeit aber ist nach dieser Lehre nur dann im Stande, einen überschüssigen Arbeitsertrag, mithin auch Mehrwerth zu erzeugen, wenn sie im Ackerbau angelegt ist. Der Grund für diese Auffassung liegt nahe. Die Thatsache, dass der Gewinn sich herleitet daraus, dass die Arbeiter einen grösseren Ertrag produziren als sie in Lohnform angewiesen erhalten, lässt sich in der Landwirtschaft sozusagen mit Händen greifen, ist hier Gegenstand unmittelbarer Anschauung. Denn während in der Industrie der Geldlohn des Arbeiters und das vom Arbeiter erzeugte Produkt als gänzlich disparate Dinge erscheinen, ist in der Landwirtschaft, der Hauptsache nach wenigstens, Lohn und Arbeitsertrag unmittelbar mit einander vergleichbar. Der Lohn des Arbeiters ist, mindestens in wenig entwickelten Verhältnissen, fast ausschliesslich Naturallohn, drückt sich in einem Bruchtheil des vom Arbeiter erzeugten.

Gesammtproduktes aus. Aus den Verkauf des verbleibenden Restes fliessen dann den landwirthschaftlichen Kapitalisten, ausser den in Geld ausgelegten Produktionskosten, Profit und Grundrente zu. Aller Gewinn in anderen Zweigen der Volkswirtschaft erscheint dieser Auffassung als etwas Sekundäres, Abgeleitetes, als ein Gewinn, der in letzter Instanz bestritten werden muss aus dem Reineinkommen, das in der landwirthschaftlichen Sphäre durch Erzeugung von Mehrprodukt erworben wurde. Und da die anderen Arten des Kapitalgewinnes so als Abzug von diesem primären Gewinnst erscheinen, muss nach physiokratischer Ansicht vernünftiger Weise auf diesen auch die ganze Steuerlast gelegt werden.

Als die naive, an die Anschauung sich haltende Ansicht, dass nur die landwirthschaftliche Arbeit überschüssigen Werth erzeuge, durch die Smithsche Kritik überwunden, und die Arbeit allgemein und schlechthin als Erzeugerin von Werth und Mehrwerth proklamirt worden war, auch da ist die spezifische Bedeutung des landwirthschaftlichen Gewinnes, der Grundrente, als wesentlich die kapitalistische Entwicklung mitbestimmendes Moment, z. B. von Ricardo, klar hervorgehoben worden. Nach seiner Auffassung musste die natürliche Entwicklung durch Steigerung der Bevölkerung dahin treiben, dass immer mehr und infolgedessen auch verhältnissmässig immer schlechtere Bodenklassen in Angriff genommen wurden. Dieser Prozess, dessen Einschränkung durch Gegentendenzen Ricardo, wie die spätere Entwicklung zeigte, nicht genügend berücksichtigt hat, führte ihm zufolge dahin, dass der Preis landwirthschaftlich erzeugter Produkte, der sich eben nach den Produktionskosten auf der schlechtesten noch angebauten Bodenklasse bestimmt, im Laufe der Entwicklung weiter und weiter steigen muss. Das heisst, Ricardo, der, wie Keiner vor ihm, die allgemeine Werth und Mehrwerth erzeugende Eigenschaft der Arbeit betont, hält es für nothwendig, dass die im Monopolbesitz des Bodens befindliche Klasse infolge jener Preissteigerung der landwirthschaftlichen Produkte einen immer grösseren und grösseren Theil des von der gesammten nationalen Arbeit erzeugten Mehrwerths in Geldform anzueignen vermag. Die Grundrente also, die dem Bodenbesitzer, wie bei Verpachtung der Grundstücke auch äusserlich klar hervortritt, ganz ohne eigene Arbeit zufliesst und sich insofern von dem Unternehmergeinn unterscheidet, tritt zu diesem in einen immer schärfern Gegensatz, der auf gewisser Stufe dahin führen kann, dass die Verminderung der Profite als Folge der steigenden Grundrente den Stachel des Gewinnes so weit abstumpft, dass das ganze ökonomische Leben, welches in der freien Konkurrenz allein durch den Gewinn in Gang gehalten wird, in Stockung gerät. Rein vom kapitalistischen Standpunkt aus erscheint bei einem solchen Gedankengang die auf dem privaten Bodeneigenthum basirte Grundrente als störendes Moment der allgemeinen ökonomischen Entwicklung. Es war der Kampf gegen den damaligen Getreide-Hochschutzzoll Englands, der als aktuelles Moment diese theoretischen Erörterungen angeregt und weitergetrieben haben mag.

Ebenso wie Ricardos Lehre, dass der Unternehmergeinn aus einem Abzug des vom Arbeiter produzierten Werthes fliesst, zu sozialistischen Angriffen auf die bestehende Gesellschaftsordnung schon früher Material geliefert hatte, ebenso hat auch seine Kritik der Grundrente zu analogen Angriffen, wenn nicht auf den Kapitalismus, so jedenfalls gegen das Privateigenthum an Grund und Boden geführt. Nirgends tritt der Charakter der Ausbeutung so evident als in der hochgesteigerten Grundrente hervor. Das waren die allgemeinen theoretischen Grundlagen, von denen in neuerer Zeit die Bodenreformer-Bewegung, Henry George in den Vereinigten Staaten und Flürscheim in Deutschland, ausgegangen ist. Bei Henry George vor Allem ist die Einseitigkeit so stark, dass er den Kapitalgewinn aus der Arbeit des Kapitalisten hervorgehen lässt, mithin auch die Interessen der Unternehmer als mit denen der Arbeiter harmonisirend darstellt und das ganze Odium der Ausbeutung allein dem Grundbesitz zuwälzt. Der Staat hebe diese dem Naturrecht

und den Geboten Gottes widersprechende Art von Privateigenthum auf, — und alle Interessen setzen sich alsbald in Harmonie. Das Wesen der Tauschwirtschaft, Jeden nach dem Werthe seiner Leistung zu belohnen, wird dann ungehindert in die Erscheinung treten. Aehnlich deduzirt Flürscheim: Man löse den Grund und Boden von den Privatbesitzern ab, mache ihn zum Staatseigenthum, dann werde die Gesellschaft als Ober eigenthümerin des Bodens ihn verpachten und so die gesammte Grundrente, die früher den Privaten zugeflossen sei, für sich, für ihre Steuerzwecke gewinnen. Da aber das Leihkapital seine sicherste und allgemeinste Grundlage in der hypothekarischen Beleihung privater Güter habe, müsse, wenn ihm durch eine grossartige Verstaatlichung diese Basis unter den Füssen weggezogen werde, nothwendigerweise ein kolossaler Ueberfluss schwer anlegbarer Leihkapitalien entstehen. Die ausserordentliche Senkung des Zinsfusses, die weiterhin nothwendig daraus resultirt, würde es auch Arbeiterverbänden leicht ermöglichen, Kapital zu günstigsten Bedingungen aufzunehmen und damit selbständige Unternehmungen zu beginnen. So sei einer Entwicklung, die den Arbeitern im Rahmen freier Konkurrenzwirtschaft Selbstständigkeit ermöglicht, eventuell die Unternehmungsgewinne auf das Nothwendigste herabsetzt, durch die Bodenverstaatlichung Bahn gebrochen, die soziale Frage ohne Sozialismus gelöst.

Wenn diese utopistischen Ausführungen nur ganz sporadisch grösseres Aufsehen erregten, sehr schnell aber immer von der Bildfläche des öffentlichen Lebens verschwanden, so lag das zu einem guten Theil daran, dass die wirkliche Entwicklung infolge der mächtigen Steigerung des Transportwesens statt eine Erhöhung im Gegentheil ganz deutlich die Tendenz zu einer Senkung der Getreidepreise, mithin auch der landwirthschaftlichen Grundrente zeigte, wodurch der Gedanke, der Staat könne durch Ablösung des landwirthschaftlichen Grund und Bodens enorme Einnahmen erzielen, fürs Erste seine Aktualität verlor. Bei der städtischen Bodenrente freilich liegen die Dinge ganz anders.

Der Sozialismus hat sich allen solchen Ausführungen, die das Wesen der kapitalistischen Konkurrenzwirtschaft einseitig verfälschten, indem sie eine Art der Ausbeutung, die des Grundbesitzes, als die einzige oder allein wesentliche darzustellen sich bemühten, stets kritisch gegenübergestellt. Es war seinen Vertretern leicht, sowohl die Verkehrtheit der Voraussetzungen, durch welche die ökonomischen Theorien der Bodenreformer sich charakterisirten, als auch die Hohlheit der Folgerungen in klarer Weise aufzudecken. Dem Sozialismus konnten diese Theorien nur als ein Wiedererwachen jener utopistischen Denkart erscheinen, die, unabhängig von dem wirklichen Klassenkampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie, unabhängig von den Bedürfnissen, die in diesem Kampfe jeweilen mit unabweisbarer Nothwendigkeit auftreten, allen Streit durch ein doktrinär ausgeklügeltes Allheilmittel zu beseitigen meint. Der marxistische Sozialismus konstatirt die Ausbeutung der Arbeiter und andererseits die Anarchie des Waarenmarktes als nothwendige Phänomene einer durch gesellschaftliche Kontrolle uneingeschränkten kapitalistischen Konkurrenzwirtschaft. Er konstatirt ebenso, dass das Ideal einer völligen Beseitigung sowohl der Ausbeutung als auch der Absatzkrisen nur verwirklicht werden kann, wenn die Gesellschaft selbst sich in den Besitz der Produktionsmittel setzt und so von sich aus die Produktion sowohl wie die Vertheilung im Einklang mit den gesellschaftlichen Bedürfnissen regelt. Jenes Ideal aber kann nicht nach irgend einer absoluten Methode verwirklicht werden, sondern die Verwirklichung desselben ist ein Prozess, der nach den mannigfaltigen und in ihrer Bedeutung wechselnden Methoden, die der Klassenkampf des Proletariats in der kapitalistischen Gesellschaft nothwendig erzeugt, sich vollzieht. Was ausserhalb dieses durch die gesammte gesellschaftliche Konstellation vorgeschriebenen Weges liegt, kann überhaupt nur ephemere Geltung haben. Es ist klar, dass von diesem kritischen, überall die historische Relativität betonenden Standpunkt aus

sehr wohl einige von den Forderungen, in denen Utopisten das Allheilmittel aller kapitalistischen Noth sehen, anerkannt werden können, aber natürlich in einem anderen Sinn als jenem utopistischen. Warum soll man bezweifeln, dass Konsumvereine z. B. ebenso wie Bodenverstaatlichung unter Umständen eine sehr grosse Bedeutung für den Emanzipationskampf des Proletariats, der auf stete Einschränkung der kapitalistischen Macht und Weitererstreckung der planmässigen gesellschaftlichen Kontrolle der Produktion und Vertheilung hinausarbeitet, erhalten können? Die Verkehrtheit beginnt erst, wenn man den allgemeinen Prozess, der im innigsten Zusammenhange mit der ganzen gesellschaftlichen Lage die Verschiedenheit seiner Formen und Methoden entfaltet, auf ein willkürlich herausgegriffenes Moment, das, von den Uebrigen isolirt, überhaupt jede weitergreifende Bedeutung verliert, dogmatisch reduzieren will. — —

Dr. Franz Oppenheimer, der seiner vor ein paar Jahren erschienenen Siedelungsgenossenschaft¹⁾ jetzt ein neues, den dort formulirten Standpunkt theoretisch und historisch näher begründendes Werk: *Grossgrundeigenthum und soziale Frage*²⁾, hat folgen lassen, will ebenso wie Henry George und Flürscheim, mit denen ihn auch sonst viel Gemeinsames, vor Allem der Glauben an die Harmonie der Interessen in einer gereinigten Tauschwirtschaft, verbindet, durch blosse Bodenbesitzreform die ganze soziale Frage lösen. So mannhaft und wirkungsvoll er als Redakteur der Welt am Montag für die politisch-demokratischen Ziele des deutschen Sozialismus eingetreten ist, so ablehnend verhält er sich unserer Auffassung der wirtschaftlichen Fortentwicklung gegenüber. Mit derselben Stärke wie George und Flürscheim ist er von der Ueberzeugung durchdrungen, dass der von ihm entdeckte Weg der einzig mögliche und zugleich der unfehlbar sichere Weg aus der Bedrängniss des Kapitalismus in eine Zukunftsgesellschaft sei, die ohne sozialistische Organisation doch materiell und geistig alles Werthvolle, was der sozialistischen Bewegung als Ziel vorschwebt, zu verwirklichen im Stande sei. Irgend welche hinterhältigen Wünsche, im bürgerlich-kapitalistischen Interesse durch sophistisches Raisonement die Arbeiterbewegung zu verwirren und die Schmach des Unrechts, gegen welche die Massen sich empören, zu beschönigen, sind bei diesem ernsthaften und ehrlich demokratischen Autor von vornherein ausgeschlossen. Wenn seine hohe intellektuelle Begabung auch in Bahnen hineingedrängt wird, die dem draussen Stehenden als künstliche Irrgänge erscheinen, so ist sicher nicht irgendwelche nach aussen hin gerichtete Absicht, sondern ein rein Innerliches das treibende Moment. Eine ungestüme Kraft des Temperaments, die beim Anblick neuauftauchender grosser Perspektiven den schleichenden Gang des kritischen Denkens machtvoll beflügelt und rasch die neuen Bahnen zum Ziele hin durchweilt, reisst ihn mit sich fort. Sie hebt ihn über die Heerstrasse des Gewöhnlichen hinaus, sie stempelt seine interessante individuelle Eigenart, trägt und belebt alle seine Aeusserungen, aber eben diese Kraft des Temperaments, die das Denken beflügelt, zieht diesem Denken auch den sicheren Boden, an dem es weitertasten müsste, wenn es zu überzeugenden Einsichten kommen soll, unter den Füssen weg. Der Oppenheimersche Gedankenbau entbehrt ganz so wie der von Henry George und Flürscheim des festen Fundaments.

Der embryonale Gedanke, auf den man als den Keim des neuen Systems zurückgehen muss, ist die Idee landwirtschaftlicher Produktivgenossenschaften, die an Stelle des Grossgrundbesitzes treten sollen. Der Staat, sagt Oppenheimer, habe bereits in der Rentengutgesetzgebung einen schwachen Anlauf zur inneren Kolonisation der östlichen Provinzen unternommen. Indess ohne jeden nennenswerthen Erfolg; nicht

1) Verlag von Duncker und Humblot in Leipzig.

2) Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin W.

nur, dass die adeligen Güter zu hoch bezahlt seien, die ganze Methode, grosse Güter zu Parzellen zu zerschlagen und an Einzelwirthschaften gegen Pacht abzutreten, erweise sich vom Standpunkt der sozialen Frage aus betrachtet, als unfruchtbar. Das würde sich aber mit einem Schlage ändern, wenn der Staat den Grossgrundbesitz aufkaufen würde, nicht um ihn zu zerschlagen, sondern um ihn an Tagelöhner, die zu einem juristischen Kollektivsubjekt zusammengefasst sind, wegzugeben. Die landwirthschaftliche Produktivgenossenschaft unterscheide sich ihrem Wesen nach von der industriellen, die Schwierigkeiten des Kredits, des Absatzes und der Disziplin, an denen diese meistens scheitern, seien für jene, die die Tendenz habe sich zu einer relativ in sich abgeschlossenen, für sich selbst arbeitenden „Siedelungsgenossenschaft“ zu entwickeln, nicht vorhanden. Das was den modernen landwirthschaftlichen Grossbetrieb bisher gehindert habe, die bäuerliche Kleinwirthschaft an Produktivität der Arbeit ebenso weit hinter sich zu lassen, wie das Fabrikunternehmen den Handwerksbetrieb überflügelt, sei ausschliesslich die minderwerthige Arbeitsleistung der Tagelöhner gewesen, die sich in keiner Weise mit der Leistung des in eigener Wirthschaft produzierenden und daher selbst interessirten Bauern messen könne. „Der Bauer ist fleissig, sorgsam und geschickt, der Tagelöhner faul, nachlässig und plump“. Man gebe dem „Landarbeiter das Interesse an seine Arbeit, indem man ihn zum Miteigentümer eines genossenschaftlich betriebenen Gutes macht, dann vereinigt diese Genossenschaft alle Vortheile des Grossbetriebes mit denen des Kleinbetriebes und unterliegt keinen der Schäden der beiden Formen, die uns geläufig sind. Erst mit dieser Vereinigung wird die gewaltige Revolution, welche der Grossbetrieb der Wirthschaft hervorgebracht hat, auch auf die Urproduktion erstreckt und damit vollendet sein.“ Wenn der Staat die unhaltbaren Zustände des ostelbischen Grossgrundbesitzes beseitigen und in diesen Provinzen eine dichte bäuerliche Bevölkerung anpflanzen, gleichzeitig aber jener grossartigen agrarisch technischen Entwicklung Bahn brechen wolle, so könne er in einfachster Weise vorgehen: Er kauft die grossen Güter auf, „fasst die Tagelöhner des aus seinen Mitteln erkauften Gutes als Genossenschaft zusammen, lässt diesem juristischen Subjekt das mit Restkaufgeld und Melorationskapital hypothekarisch belastete Objekt auf, setzt einen tüchtigen Fachmann als Leiter ein, dem die Genossenschaft so lange folgen muss, bis sie die eingetragenen Vorschüsse amortisirt hat — und die ganze Operation ist beendet“. Soweit Oppenheimer.

— Soll das sozialistische Ideal einer Produktion durch und für die Gesellschaft verwirklicht werden, so wird natürlich auch irgendwie die landwirthschaftliche Erzeugung in Formen, die der gesellschaftlichen Kontrolle unterworfen sind, hinübergeleitet werden müssen. Und in diesem Entwicklungsprozesse werden aller Voraussicht nach die landwirthschaftlichen Produktivgenossenschaften oder analoge Gebilde eine grosse Rolle spielen. Insofern haben alle solche Erörterungen über die Möglichkeit produktivgenossenschaftlichen Betriebes von vorneherein den Anspruch auf ein gewisses Interesse, so wenig aktuell sie immer sein mögen. Dass bei dem jetzigen Entwicklungsstadium der sozialen Bewegung und insbesondere bei der in Deutschland gegebenen Situation derartige Erwägungen höchst akademisch sind, dass aus hundert Gründen weder von der Regierung noch von der Arbeiterpartei daran gedacht werden kann, diese weit abseits von dem Tageskampfe der nächsten Jahre liegenden Fragen auf die politische Tagesordnung zu setzen, ist selbstverständlich. Sollten indess trotzdem aus irgend welchen unvorhergesehenen Gründen Experimente nach dieser Richtung hin von der Regierung gemacht werden, so werden dieselben sicher ebenso wie die bisherigen Versuche innerer Kolonisation in engsten Grenzen stecken bleiben und, ehe die Verhältnisse sich nicht gänzlich geändert haben, ohne jede Bedeutung für den Gesamtcharakter der sozialen Bewegung sein.

[Schluss im folgenden Hefte.]

Die Reichstagswahlen.

Von

Simon Katzenstein.

(Mainz.)

Die diesjährigen Reichstagswahlen haben grosse Ueberraschung verursacht durch die Geringfügigkeit der äusseren Veränderungen, die sie in ihrem Gefolge gehabt haben. Auf der einen Seite hatte man auf einen grossen Erfolg der Sammlungspolitik Miquels und Posadowskys und der dem Bunde der Landwirthe angeschlossenen Parteien, auf der andern auf eine Erhebung des „liberalen Bürgerthums“ und eine entsprechende Schwächung der extremen Reaktion, fast überall auf eine starke Beeinträchtigung des Zentrums und ein mächtiges Vorwärtsschreiten der Sozialdemokratie an Stimmen und Mandaten gerechnet. Der 16. Juni und die Stichwahlen der folgenden Woche haben Optimisten und Pessimisten Unrecht gegeben und die wenig veränderte Erhaltung des Besitzstandes der Parteien als Ergebniss gehabt. Wenn der Vorwärts den 16. Juni 1898 als einen Wendepunkt in der politischen Entwicklung Deutschlands bezeichnet hat, so liegt darin eine starke Uebertreibung. Als einen gewissen Wendepunkt kann man die Zeit des vorigen Jahres ansehen, die in dem wirtschaftspolitischen Beirath das Bündniss der grossindustriellen Schutzzöllner mit den Agrariern im Hinblick auf die künftigen Handelsverträge, andererseits in den Miquel-Lieberschen Verhandlungen den Uebertritt des Zentrums zur Marinevorlage und zur Regierungspolitik avec phrase angebahnt hat. Die Reichstagswahl hat an der damit geschaffenen politischen Lage kaum etwas geändert, speziell hinsichtlich der Sozialdemokratie keinen Wendepunkt bekundet. Zweifellos birgt das Wahlergebniss soziale und politische Neugestaltungen ersten Ranges im Keime in sich. Seine unmittelbare Wirkung aber wird nichtsdestoweniger gering sein. Dafür bürgt die berufs- und standesgemässe Weisheit unserer Regierenden und ihrer gesellschaftlich-politischen Stützen zur Genüge.

Das Gesammtergebniss der Reichstagswahlen stellt sich dar als eine kleine Verschiebung nach links und eine fortschreitende Zersetzung der alten bürgerlichen Parteien, die durch Verwischung ihrer spezifischen Charakterzüge ihren immer engeren Zusammenschluss gegenüber der drohenden sozialistischen Gefahr und ihr allmähliches Aufgehen in dem endlichen Ursumpfe der „einen reaktionären Masse“, wie wir sie in Sachsen bereits fast verwirklicht sehen, vorbereitet. Als äusseres Resultat bleibt übrig¹⁾: Die Deutschkonservativen zählen 54 (nach der Wahl von 1893

¹⁾ Eine strenge Scheidung der konservativen Fraktionen, des Bundes der Landwirthe, der Nationalliberalen und Antisemiten ist nicht immer möglich, da die Abgeordneten vielfach in ihrer Stellung unbestimmt sind. Noch viel unsicherer ist die Zuthcilung der Wähler zu den einzelnen „nationalen Parteien“, bei denen Kompromisse besonders häufig sind. Auf der andern Seite giebt es auch Kompromisse der Nationalliberalen mit den freisinnigen Parteien, des Zentrums mit diesen und mit den Konservativen. Selbst in den sozialdemokratischen Stimmen sind einige tausend bürgerlich-demokratische enthalten. — Bei dem Wechsel im Bestand der Fraktionen sind auch die Veränderungen durch Austritte berücksichtigt. Rösicke-Dessau ist 1893 als Nationalliberaler, 1898 als liberaler Wilder, Hahn 1893 als Nationalliberaler, 1898 als vom Bund der Landwirthe, Prinz Hohenlohe 1893 als Konservativer, 1898 als liberaler Wilder gezählt, Sigl als bayerischer Bauernbündler.

waren es 70, am Ende der Legislaturperiode 59), die Reichspartei 20 (28—25), die konservativen Wilden einschliesslich Bund der Landwirthe und Stöcker (christlich-sozial) 13 (3—5), Antisemiten 12 (16), Nationalliberale 47 (53—50), liberale Wilde 4 (0—2), freisinnige Vereinigung 12 (14—13), freisinnige Volkspartei 29 (23—28), deutsche Volkspartei 8 (11—12), Zentrum 102 (96—98), Polen 14 (19—20), Elsässer 10 (8—9), Welfen 9 (7), Dänen 1 (1), Litthauer 1 (0), bayerischer Bauernbund 5 (4), Sozialdemokraten 56 (44—48). Die Verschiebungen gestalteten sich folgendermassen. Zum Vergleich sind die Zahlen von 1893 gewählt, die allein vergleichbar sind:

Es gewannen	auf Kosten von							Gewinn
	1. Kons.	2. Natl.	3. Freis.	4. Zentr.	5. Partik.	6. Ant.	7. Soz.	
1. Konserv., Reichsp., Bd. d. Ldw.	—	3	5	—	3	2	—	13
2. Nationalliberale	5	—	3	1	2	1	2	14
3. Freisinnige Part. u. lib. Wilde	8	5	—	—	—	—	7	20
4. Zentrum	2	1	—	—	3	—	3	9
5. Polen, Welfen, Elsässer, Litthauer, Bayer. Bauernbund	3	3	1	2	—	—	—	9
6. Antis., Christl. Soz.	—	3	—	—	—	—	—	3
7. Sozialdemokraten	7	9	5	—	—	3	—	24
Verlust	25	24	14	3	8	6	12	92
Gewinn	13	14	20	9	9	3	24	92
Ergebniss	—12	—10	+6	+6	+1	—3	+12	

Es haben danach die „nationalen Parteien“ 25 Sitze verloren, die übrigen bürgerlichen Parteien 13, die Sozialdemokraten 12 Mandate gewonnen. Weitere sozialdemokratische Gewinne werden aus den durch zahllose Unregelmässigkeiten, Wahlbeeinflussungen durch Gewalt oder Bestechung etc. sich nothwendig ergebenden Kassationen bürgerlicher Mandate und aus sonstigen Ersatzwahlen im Laufe der Legislaturperiode zweifellos hervorgehen. Ganz anders stellt sich vielfach das Ergebniss, wenn man die wichtigere, wenn auch parlamentarisch bedeutungslose Frage nach dem Verhältniss der abgegebenen Stimmen stellt.

Die Zahl der Wahlberechtigten betrug rund 11 200 000 gegen 10 623 000 im Jahre 1893, 10 146 000 bei der Wahl von 1890 und

7 656 300 bei der von 1871. Gültige Stimmen wurden abgegeben rund 7 600 000, also knapp 68 % der Stimmberechtigten, gegen 7 674 000 (72,2 %) bei der vorigen Wahl und knapp 51 % im Jahre 1871.

Auf die verschiedenen Parteien vertheilt sich diese Stimmenmasse etwa folgendermaassen:

	1898		gegen		1893		gegen		1890	
	Stimmen	Proz.	Stimmen	Proz.	Stimmen	Proz.	Stimmen	Proz.	Stimmen	Proz.
Sozialdemokratie rund	2 105 300	27,2	1 787 000	23,3	1 427 300	19,7				
Deutsche Volkspartei . .	108 500	1,4	167 000	2,2	147 000	2,0				
Freisinnige Volkspartei	553 700	7,1	666 000	8,7	1 160 000	16,0				
Freisinnige Vereinigung	194 900	2,5	258 000	3,3						
Zentrum	1 454 300	18,8	1 468 500	19,1	1 342 000	18,6				
Polen	244 800	3,1	229 500	3,0	247 000	3,4				
Welfen	105 200	1,4	102 000	1,3	113 000	1,6				
Elsässer	107 400	1,4	115 000	1,5	101 000	1,4				
Nationalliberale	975 500	12,7	337 000	4,3	1 178 000	16,3				
Deutsche Reichspartei .	331 500	4,3	438 000	5,7	482 000	6,7				
Deutschkonservative . .	873 000	11,3	1 038 000	13,5	895 000	12,4				
Antisemiten	242 000	3,1	264 000	3,4	47 500	0,7				
Bayrischer Bauernbund	140 300	1,8	71 000	0,9	—	—				
Bund der Landwirth . .	121 400	1,6	—	—	—	—				
Nationalsoziale	13 200	1,3	—	—	—	—				

Der Rest entfällt auf die kleinen Gruppen der Dänen (rund 15 400 Stimmen) und Litthauer, Wilde (Herr von Egidy u. A.) und die Rubrik Unbestimmt und Zersplittert (sonst ca. 50 000 Stimmen).

Die sozialdemokratischen Stimmen haben sich gegen die vorige Wahl um rund 308 600, gegen die von 1890 um rund 677 000, in Prozenten um 17,3 bzw. 47,4 vermehrt. Sie ergeben 27,2 % der abgegebenen Stimmen und rund 18,4 % der Wahlberechtigten gegen 23,2 bzw. 16,8 bei der vorigen und 19,7 bzw. 13,8 bei der 90er Wahl. Das bedeutet immerhin einen Fortschritt. Die Versuche der Gegner, durch Hinweis auf die Zahl der Stimmenthaltungen ihren Misserfolg zu verdecken, sind demgegenüber völlig bedeutungslos. Sicher ist es im Allgemeinen richtig, dass das politische Pflichtgefühl und damit die Wahlbetheiligung bei der klassenbewussten Arbeiterschaft grösser ist als in den Reihen des Bürgerthums. Aber auf dem Lande ist eine sehr starke, mitunter vollzählige Abstimmung, meist zu Gunsten der Gegner, gar nicht selten. Und wenn man bedenkt, wie leicht es einem Anhänger der bestehenden Ordnung gemacht wird, seine Stimme zur Geltung zu bringen, und mit wie viel Schwierigkeiten gerade unsere Wähler vielfach zu kämpfen haben, so ist es schon ein sehr schwaches Auskunftsmittel, die Massen der Indifferenten für die herrschenden Parteien zu reklamiren, einen Krähwinkler Landsturm, der ganz gewiss die heilige Ordnung nicht vor den „modernen Barbaren“ retten wird. Zudem sind gerade unter den Arbeitern Hunderttausende, denen durch Anberaumung der Wahl auf einen Wochentag, dazu im Sommer (man denke an die Bauarbeiter, Ziegler, Flösser, landwirthschaftlichen Wanderarbeiter!) die Ausübung ihres Wahlrechts erschwert, häufig unmöglich gemacht wird. Zahlreich sind ferner die Wähler, die mit oder ohne Grund es nicht

wagen, sozialdemokratisch zu stimmen, und darum der Wahl ganz fern bleiben oder unter dem Drucke der Beeinflussung gar für den Gegner stimmen. Viele andere haben sich noch nicht zur Sozialdemokratie durchgerungen, bringen aber den alten Parteien, vielfach auch dem Wählen überhaupt völliges Misstrauen entgegen und bleiben zu Hause, „weil es doch nichts nützt“, „sie machen doch, was sie wollen“ u. s. w. Und schliesslich ist es leider unwahr, wenn die Gegner behaupten, die Sozialdemokratie bringe am Wahltage den letzten Mann an die Urne. Allzu viele noch sind es, natürlich keine wirklich überzeugten Parteigenossen, aber Wähler, die nach ihrer sozialen und politischen Stellung unserer Richtung zuzuzählen sind, die unter allerhand Vorwänden, sei es, „weil der Wahlkreis doch sicher ist“, sei es, weil „es doch Stichwahl giebt“, sich ihrer Pflicht entziehen, zumal wenn die allgemeine Betheiligung und der Schwung der ganzen Wahlbewegung gering ist. Bei einer lebhaften Wahlbewegung, bei einer wirklich freien und allen Wahlberechtigten zugänglichen Wahl würden wir Hunderttausende mehr und etwa ein Drittel der gesammten Stimmenzahl zählen können. Und das ersehnte Auskunftsmittel vieler unserer Reaktionäre, die Einführung des Stimmzwangs, könnte vielleicht am Anfang den Gegnern Zuwachs bringen, in letzter Linie aber nur der von uns erstrebten Aufrüttelung der Massen und schliesslich ihrer Durchdringung mit unseren Ideen zu statten kommen.

Entsprechend der Zahl der abgegebenen Stimmen müsste die Stärke der Fraktionen etwa sein (in Klammer die Zahl, die eine Fraktion danach zu viel + oder zu wenig — hat): Sozialdemokraten 108 (—52), Deutsche Volkspartei 6 (+2), Freisinnige Volkspartei 28 (+1), Freisinnige Vereinigung 10 (+2), Nationalliberale 50 (—2), Reichspartei 17 (+3), Konservative sammt Wilden und Bund der Landwirthe 53 (+14), Antisemiten 12 (—0), Bayerischer Bauernbund 7 (—2), Zentrum 74 (+28), Welfen 5 (+4), Elsässer 6 (+4), Polen 12 (+2), Dänen 1 (—) 1 Abgeordneter käme den Nationalsozialen zu. Die Zahlen sind nur annähernd, da die Zugehörigkeit der Abgeordneten und der Stimmen vielfach zweifelhaft ist. Doch geht aus der Aufstellung klar hervor, wie sehr die reaktionären Elemente: Konservative, Klerikale, Partikularisten, durch unser zum Zerrbild einer gerechten Wahl gewordenen Wahlsystem begünstigt sind, wie die Landwirthschaft bevorzugt ist vor den Städten und der Industrie.

Die angeführten Zahlen bekunden eine regelmässige Entwicklung unserer politischen Verhältnisse: Zunahme der demokratischen Strömung und eine unaufhaltsame Zersetzung der bestehenden Gesellschaft, die noch viel deutlicher wird, wenn man die Vergleichung auch bei den bürgerlichen Parteien auf die früheren Wahlen ausdehnt. Die rechtsstehenden Parteien (Konservative und Nationalliberale) haben seit dem „nationalen Aufschwung“ von 1887, der letzten Kraftprobe der Bismarckschen Gwalttherrschaft und Wahlkünste, die ihnen fast 48 % aller abgegebenen Stimmen und die Mehrheit der Mandate brachte, einen fortdauernden, nur wenig schwankenden Stimmenrückgang zu verzeichnen, der zum kleinern Theile den kleinbürgerlichen Reaktionären, Antisemiten etc. zu gute kommt, zum grössern für die bürgerlichen Parteien einfach Verlust ist. So hat denn auch die Miquel-Posadowskysche Sammlungspolitik der hochschutzzöllnerischen

und extrem-reaktionären Elemente, so weit sie aggressiven Charakter trug, gründlich Fiasko gemacht. Statt zu gewinnen, haben die gesammelten Parteien Stimmen und Mandate verloren und werden künftig noch mehr als bisher auf das Zentrum zur Mehrheitsbildung angewiesen sein. Und wenn auch die Mehrheit des neuen Reichstags durchaus agrarisch und reaktionär ist, so war es die frühere nicht minder. Für Handelsverträge, in denen die agrarischen und industriellen Kapitalsinteressen einigermassen ausgeglichen sind, wird sich, sofern die Regierung will, auch künftig eine Mehrheit finden. Der Bund der Landwirthe, eine der ausgedehntesten und anmassendsten politischen Organisationen unserer Zeit, hat es zwar vermocht, den grössten Theil der rechtsstehenden Parteien durch ein rücksichtsloses Auftreten seinem Willen dienstbar zu machen. Eigene Kandidaten hat er dagegen nur wenige durchgebracht, und wo andere reaktionäre Parteien den Muth fanden, die maasslosen Ansprüche des Bundes zurückzuweisen, haben sie darum nicht schlechter abgeschnitten, meist auch die extrem-agrarischen Sonderkandidaten geschlagen, sodass die agrarische Mehrheit nicht gewachsen ist.

Von Wahl zu Wahl an Bedeutung verloren haben die Freisinnigen der verschiedenen Richtungen. Nur mit Stichwahlhilfe der Gegenparteien vermögen sie noch kleine Trupps zu formiren, eine Stichwahlhilfe zudem, die vielfach durch schmähhlichsten Schacher und Verleugnung aller liberalen „Grundsätze“ erkaufte wurde. Eine Ausnahme machte hier noch die süddeutsche Demokratie, die freilich nirgends mit Sozialdemokraten in Stichwahl stand, und deren Wähler zum grösseren Theile schliesslich doch den reaktionären Stichwahlkandidaten gegen den Sozialdemokraten unterstützten. Von den beiden einzigen freisinnigen Kandidaten, die im ersten Wahlgang siegten, wäre der eine ohne die Hilfe des Zentrums noch nicht in Stichwahl gekommen, während der andere Kandidat aller bürgerlichen Parteien von den Konservativen bis zu den Elsässern war. Der Freisinn verliert fortdauernd nach beiden Seiten. Die Gegensätze spitzen sich deutlich zu und lassen für Mittelparteien keinen Platz mehr.

Das Zentrum hat bei dieser Wahl eine Reihe von Mandaten gewonnen und 85 seiner alten Kreise sogleich im ersten Wahlgang behauptet. Es bleibt die massgebende Partei des Reichstags. Besonders bemerkenswerth erscheint der erfolgreiche Widerstand gegenüber dem sozialdemokratischen Angriff. Das Zentrum verlor an die Sozialdemokratie kein Mandat, gewann sogar mit Hilfe der übrigen bürgerlichen Parteien im Vergleich mit 1893 deren drei (Reichenbach-Neurode, Höchst-Homburg und Mainz) von ihr, und gerade die katholischen Industriebezirke ergaben ein mächtiges Anschwellen der Zentrumsstimmen (in den vier Kreisen des Ruhrgebiets von 67300 in 1893, (65300 in 1890) auf 99200, während die Sozialdemokratie nur von 48740 in 1893 (25300 in 1890) auf 54500 anwuchs).

Die partikularistischen Parteien weisen insgesamt keine erhebliche Veränderung auf: die einen haben etwas verloren, die anderen etwas gewonnen.

Wie der Krebs von faulenden Kadavern, so lebt die antisemitische Partei sozial vom Zerfall des selbständigen Kleinbürgerthums, politisch von dem der reaktionären Gebilde. Sie hat gleichwie die reinen

Agrarier des Bundes der Landwirthe in verschiedenen Gebietstheilen einen Stimmenzuwachs erfahren. In ihren Hauptsitzen, dem Königreich Sachsen und beiden Hessen, wo man ihre Agitation wie ihre positive politische und wirthschaftliche Thätigkeit zu schätzen vermag, verlor sie, trotz der Kartellunterstützung in Sachsen, an Stimmenzahl wie an Mandaten.

„Deine Zeit ist um, Ablösung vor!“, hatte 1896 auf dem Erfurter Gründungstage der Nationalsozialen Professor Sohni der Sozialdemokratie zugerufen. Der theologisch-juristische Romantiker, der seinen früheren konservativen Freunden so manche bittere Wahrheit gesagt hat, erwies sich hier als schlechter Prophet. Nicht in einem Wahlkreis brachten die Nationalsozialen es auch nur zur Stichwahl, trotz fieberhafter Agitation. Und was man ihnen etwa an selbständiger politischer Bedeutung zusprechen mochte, das haben sie bei den Stichwahlen durch den Eifer, mit dem sie sich dem staatserhaltenden Kartell anschlossen, ihr „soziales“ Gesicht mit dem „nationalen“ vertauschten und ihre schwachen Kräfte überall gegen die Sozialdemokratie in die Wagschale warfen, sei es zu Gunsten eines Reaktionären, sei es für einen Manchestermann, selbst zu Grabe getragen. Eine andere Bedeutung als die einiger etwas gebildeterer und dabei vielfach unklarerer Glieder der Bourgeoisparteien können sie nicht mehr beanspruchen.

Im Ganzen nicht gerade unerfreulich ist danach der Charakter, den das Wahlergebniss trägt. Die alten Parteien im Rückgang, im eigenen Lager bedroht von einer anschwellenden kleinbürgerlich-reaktionären Demagogie, daneben unaufhaltsam fortschreitend die Idee der Umgestaltung unserer Gesellschafts- und Staatsordnung, vertreten durch die Sozialdemokratie, die nach meiner Beobachtung diesmal vielfach die grundsätzlichen Fragen mehr in den Vordergrund gestellt hat als bei irgend einer Wahl des letzten Jahrzehnts. In manchen Gebieten machte man es sich freilich bequemer und betonte allzu ausschliesslich die rein negative Bekämpfung der geplanten reaktionären Attentate auf Wahlrecht, Koalitionsrecht und Freizügigkeit, die, so nothwendig sie war, an sich ja nicht sozialistisch ist. 1887 handelte es sich nur um den Militarismus, ähnlich 1893. 1890 stand der Kampf gegen das System Bismarck im Vordergrund. Diesmal fehlte es an einer „Wahlparole“, und man war infolge dessen erfreulicher Weise genöthigt und im Stande, positiv unser Programm zu entwickeln. Und dieses ist nun einmal auch ohne das Brimborium des Schlagwortes revolutionär. Nimmt man allerdings das Wort revolutionär im landläufigen Sinne von Gewaltthat und Gesetzesbruch, dann ist die Revolution unterlegen. Denn nicht anders als junkerliche Revolution gegen das verfassungsmässige Wahlrecht und zwar im brutalsten Sinne des Wortes war die Art, wie in den gesegneten Gefilden Ostelbiens, in Ostpreussen, Posen, Schlesien etc. die Wahl „gemacht“ wurde, worüber im Reichstag noch manch ernstes Wort zu reden sein dürfte. Freilich führt gerade diese Sorte niedrigster Wahlbeeinflussung, ähnlich der im Ruhrgebiet, im Saarrevier etc. von den Industriemagnaten geübten, rascher als die Herren glauben mögen, dahin, auch dem politisch niedergehaltenen und zurückgebliebenen Volke den wahren Charakter dieser Ordnung und den gesetzlichen Sinn ihrer Vertreter klar zu machen. Nicht unter den „verhetzten

Massen“ der sozialdemokratischen Bezirke, wohl aber in manchem königs- und kapitalstreu vertretenen Bergwerksbezirke etc. kann man gar blutige Wünsche und Flüche von Leuten hören, die kein sozialdemokratisches Flugblatt in die Hand zu nehmen wagen. Die sozialdemokratische Erziehung wird auch in diesen dunklen Gebieten noch geläuterte Erkenntniss verbreiten. Nur mögen die Herren von der Knute und dem Pallasch nicht glauben, mit einem Appell an die rückständigen Schichten zu Gunsten des Staatsstreichs grosse Geschäfte machen zu können. Ob die Knüppel und Heugabeln sich gegen die verhassten Umstürzler kehren würden oder gegen andere Leute, das würde erst der Erfolg lehren.

Die sozialdemokratischen Stimmen vertheilen sich — in runden Zahlen — auf die einzelnen Landestheile, wie folgt:

	1898		1893		1890	
	Stimmen	Mandate	Stimmen	Mandate	Stimmen	Mandate
Ostpreussen	43 800	1	23 300	1	18 000	1
Westpreussen	13 000	—	11 800	—	9 800	—
Posen	6 100	—	5 000	—	3 000	—
Schlesien	142 000	3	102 000	4	68 500	1
Pommern	49 000	—	37 000	1	20 600	—
Berlin	155 000	3	151 000	5	126 000	2
Brandenburg	161 100	4	128 000	2	83 000	1
Sachsen (Provinz)	146 500	4	121 500	1	106 000	3
Hannover	98 000	1	82 000	1	72 600	1
Schleswig-Holstein	72 000	2	75 400	2	62 000	2
Westfalen	78 000	—	64 300	—	41 700	—
Rheinprovinz	116 000	1	103 500	3	94 800	2
Hessen-Nassau	72 500	2	57 700	2	50 800	1
Sachsen (Königreich)	299 200	11	270 600	7	241 200	6
Bayern	137 000	4	126 000	3	101 000	3
Württemberg	62 500	1	42 800	—	26 700	—
Baden	50 500	3	37 500	—	30 000	1
Elsass-Lothringen	50 000	1	46 200	2	19 200	1
Hessen	48 900	2	37 500	2	32 000	2
Thüringen	91 000	5	80 500	4	62 300	2
Braunschweig und Anhalt	50 000	3	45 460	1	31 800	1
Mecklenburg	46 700	1	32 200	—	28 200	—
Oldenburg	10 000	—	9 500	—	5 800	—
Hansestädte	110 500	4	82 500	3	89 500	5
Lippe und Waldeck	5 000	—	3 200	—	3 200	—
Insgesamt rund	2 105 300	56	1 787 000	44	1 427 000	35

Mandate behauptete die Sozialdemokratie von dem Bestande von 1893 32 (von dem am Ende der Legislaturperiode 35); sie gewann 24 (21) und verlor 12 (13). Von den 24 gewonnenen Wahlkreisen haben 8 bereits früher der Partei gehört, von den 13 verlorenen waren 10 erst 1893 oder später gewonnen, Mittweida-Limbach seit 1890, Kiel 1893 bereits im ersten Wahlgang. Insgesamt giebt es 16 Wahlkreise, die irgend einmal (Duisburg z. B. 1867—71) sozialdemokratisch vertreten waren und es heute nicht sind. Im Vergleich mit 1890 haben wir 30 Kreise behauptet, 26 gewonnen und 5 verloren; gegenüber 1877, der ersten Wahl nach der Vereinigung, der letzten vor der Sozialistenhetze und

Ausnahmepolitik, (mit 493 000 Stimmen, 9,1 % der Stimmen, 5,5 % der Wahlberechtigten) 11 behauptet, 1 (Solingen!) verloren und 45 gewonnen. Betrachtet man die Verbreitung der Partei in den verschiedenen Theilen des Reiches, so waren diesmal zum ersten Mal in sämmtlichen Wahlkreisen Kandidaten aufgestellt.²⁾ Die Zahl der Wahlkreise, in denen wir im ersten Wahlgange siegten, also mehr als 50 % der Stimmen erhielten, betrug 32 (1890 18 und 1877 10), und in weiteren über 120 waren wir entweder in Stichwahl oder vereinigten über 25 % der abgegebenen Stimmen auf unsere Kandidaten (1890 in 81, 1877 in 46).

[Schluss im nächsten Heft].

Missbrauchte Frauenkraft.

Von
Wally Zepler.
(Berlin.)

Ellen Key erzählt im Vorwort zu dem unter obigem Titel bei Langen erschienenen Essay, wie die erste Veröffentlichung der Vorträge, die ihrem Buch zu Grunde liegen, einen wahren Sturm des Unwillens von Seiten der skandinavischen Frauen gegen sie entfesselt habe. Man sah in ihren Ansichten die krasseste Realis., den Verrath im eigenen Lager, der ja am bittersten trifft. Aber dazu liegt gar kein Grund vor. E. Key fordert die gesetzliche und politische Gleichstellung der Frau ohne allen Vorbehalt; sie fordert sie überall da, wo sie noch nicht besteht, schon im Interesse einer schrankenlos freien Entfaltung aller Wesensmöglichkeiten des weiblichen Geschlechts; damit gewinnen ihre Ausführungen einerseits den Charakter rein philosophischer Deduktionen über die Geschlechts- und Geisteswesenheit des Weibes und andererseits persönlicher Meinungen über die Wirkung der Emanzipationsidee, die ganz ausserhalb der direkten Streitfragen des Tages liegen. Zudem ist es durchaus kein Zeichen der Reaktion, sondern höchstens ein Beweis für eine gewisse Vertiefung des Problems, wenn in Frauenkreisen selbst allmählich seine unsägliche Komplizirtheit begriffen wird. In dem Chor der Frauenrechtlerinnen mit ihren oft recht dürren Argumenten und der Gegner, die die ewig gleichen Redensarten bis zum Ueberdruß einander nachzuschwätzen pflegen, ertönt hier doch einmal eine lebenswarme Stimme, die wenigstens einen persönlichen Ton in die Debatte bringt.

Das Buch von Ellen Key, soweit es sich an rein psychologische Probleme hält, ist fraglos aus dem wahren Empfinden und den Lebenserfahrungen einer bedeutenden Frau geschöpft; deshalb besitzt es für die Psychologie der Frauenseele unbedingten Werth, so völlig verfehlt uns auch seine Schlussfolgerungen erscheinen.

Die Geschlechtspsychologie des Weibes, die die Verfasserin uns giebt, trägt viele feine und wahre Züge. Aus lebendiger Anschauung und aus dem Studium der weiblichen Dichter folgert sie gewisse Wesensverschiedenheiten der Geschlechter, die darin gipfeln, dass im Allgemeinen beim Manne die stärksten Glücksinstinkte

²⁾ Diesem Vorgehen, das sehr angebracht war, verdanken wir übrigens keinen namhaften Stimmenzuwachs. Vielfach handelt es sich um ganz wenige Stimmen und die Kandidaten hätten mitunter als Agitatoren in günstigeren Wahlkreisen der Partei mehr Stimmen zugeführt, als sie in den neuen erhielten.

auf der Seite der geistigen Bethätigung, beim Weibe auf der Seite der seelischen Befriedigung erscheinen; sie betont ferner stark die intuitive oder impulsive Natur der Frau gegenüber der mehr nüchtern logischen des Mannes, die den Künstler dem Weibe besonders seelenverwandt und deshalb zum berufenen Interpreten ihrer Empfindungen macht. Starke Differenzen findet sie auch im Liebesleben der Geschlechter. Sie charakterisirt die Geschlechtsliebe des Mannes als die oft leidenschaftsvollere, die der Frau als die dauerndere und zärtlichere, die rückhaltsloser hingebende. Das sind Beobachtungs- und Erfahrungsergebnisse, die mit grösseren oder geringeren Einschränkungen wahrscheinlich die Mehrzahl der denkenden Frauen heute unterschreiben würden. Ueber den Standpunkt der absoluten Gleichheit auf geistigem und seelischem Gebiet sind wir ja wohl Alle hinaus.

Ellen Key findet nun in diesen tiefsten Geschlechtsverschiedenheiten das innere Motiv der geringeren geistigen Produktivität der Frauen, wie diese Geschlechtsverschiedenheiten selbst ihrer Ansicht nach der Bestimmung des Weibes zur Mutterschaft entstammen. „Die unzähligen physischen und psychischen Bestimmungen, welche mit der Mutterschaft zusammenhängen und unbewusst oder bewusst jeden Tag ins innerste Dasein des weiblichen Wesens, wie auch in seine wechselnden Stimmungen eingreifen, sind entscheidend sowohl für die Frau, welche nie Mutter wird, als für die, welche es wird“, und „mit dem Einsatze ihrer ganzen, individuellen, produktiven Kraft, ihres Herzblutes und ihrer Nerven, mit dem Einsatze der Mühen und Qualen ihrer Tage und Nächte, giebt und erzieht die Frau der Menschheit neues Leben. Mit ebenso grossem Einsatze giebt der Mann der Menschheit eine neue Kunstschöpfung, einen neuen Gedanken, eine neue Erfindung“.

Der Anerkennung der geringern Produktivität der Frau auf allen höchsten Geistesgebieten und zwar nicht als einer Folge mangelnder Geisteskultur allein, sondern als einer immanenten Eigenschaft der weiblichen Intelligenz begegnen wir ebenfalls jetzt öfter gerade von Seiten der Frauen selbst. In schmerzlicher Resignation haben einige der bedeutendsten weiblichen Geister den Mangel der ureigenen, nur aus sich selber schöpfenden Originalität in ihrem Schaffen zugestanden. Aber selbst wenn man diesen Mangel an Schöpferkraft ohne jeden Vorbehalt einräumen wollte, bliebe es für den gegenwärtigen Stand der psychologischen Forschung doch ganz unmöglich, seinen Kernpunkt zu entdecken. Dazu müsste die Genesis des Genies vor Allem selbst erst in ihren Grundzügen geklärt sein. Vielleicht hat E. Key Recht, wenn sie meint: „Es ist nämlich die Zersplitterung der Frauennatur zwischen Familiengefühl und allgemein menschlichem Gefühl die Ursache gewesen, dass aus dem gemeinschaftlichen Streben eines ganzen Volkes, aus seiner Sehnsucht in einer bestimmten Richtung, niemals ein weibliches Genie höchster Art entstanden ist. Nur dadurch, dass das ganze weibliche Geschlecht nicht länger seine Kraft in erster Linie auf das sympathische Lebensgebiet richtet, sondern das männliche Geisteschaffen auch für sich als das Höchste betrachtet, kann jene Intensivierung der Schaffenskraft des Weibes stattfinden, welche der Menschheit schliesslich weibliche Genies geben würde, die in jeder Beziehung den männlichen gleich wären. Aber ehe dieses geschehen könnte, müsste die Frauenkraft Jahrhunderte lang sich in der nämlichen Richtung bewegen wie die Manneskraft, sowie ja auch jedes besondere männliche Genie aus den Mühen und Hoffnungen ganzer Jahrhunderte und aus den

in einer bestimmten Richtung lebhaften und wirksamen Bestrebungen seiner eigenen Zeit entstanden ist“.

Nach ihrer Ansicht aber wäre das Resultat, das damit für den Kulturfortschritt gewonnen sei, nichts gegenüber den unendlichen Nachtheilen, die der Menschheit durch die dann unausbleibliche Verkümmernng der spezifisch weiblichen Geisteseigenthümlichkeiten und der durch sie bedingten Kulturerrungenschaften erwachsen müssten. Denn — und damit kommen wir zu dem positiven Theil ihrer Deduktionen — Ellen Key hat sich eine eigene Theorie aufgebaut, derzufolge die Frauen für die Menschheitsgeschichte einen zwar völlig anders gearteten, aber doch gleich wichtigen Einsatz geliefert haben sollen wie die Männer, nämlich: die Verfeinerung und Humanisirung des Gefühlslebens. Was sie darunter versteht, sei hier mit ihren eigenen Worten gesagt: „Wir besäßen jetzt nicht eine so hohe und seelenvolle Gattenliebe, eine so intensive, weibliche Keuschheit, solch' lebenslängliche und tiefe Zärtlichkeitsverhältnisse zwischen den Familienmitgliedern unter einander, wenn nicht gerade die geistige Perfektibilität des Weibes ebenso einleuchtend wäre, wie die des Mannes. Die äusseren Formen zwar für Ehe- und Familienleben werden durch eine Menge anderer Einflüsse bestimmt. Aber das Innerste, das Unvergängliche in der Entwicklung, der Gefühlsbesitz, der vor Allem ist von der Frau geschaffen worden. Dieser Besitz würde jetzt nicht so reich sein, wenn nicht das Gefühls- und Gedankenleben der Frau von Anfang an und weiter durch Jahrtausende auf die Liebe, die Mutterschaft und das Heim konzentriert gewesen wäre“.

Man kann sich des Gedankens kaum erwehren, beim Aufbau dieser Theorie müsse sehr stark der instinktive Wunsch der Verfasserin mitgewirkt haben, dem weiblichen Geist auf irgend eine Art einen ebenbürtigen Rang neben dem männlichen anweisen, d. h. auf welchem Wege immer wieder ausgleichen zu können, was sie an Minderwerthigkeit der Intelligenz bei den Frauen konstatiren zu müssen glaubte; denn diese Theorie kann doch höchstens den Werth einer rein persönlichen, dichterischen Spekulation, aber niemals den einer auch nur aufs Leiseste begründeten Geschichtsauffassung für sich in Anspruch nehmen. Wo liegt um alles in der Welt denn der Beweis, dass die Verfeinerung der Gefühle das ausschliessliche oder auch nur hauptsächliche Werk der Frau in der Geschichte war? Das im Gegensatz zum väterlichen tiefere und zärtlichere Verhältniss der Mutter zum Kinde ist zwar gewiss die Grundlage des zarteren Charakters der Frauenpsyche und damit in zweiter Linie ein die seelische Entwicklung des ganzen Menschengeschlechts stark beeinflussendes Moment; die Behauptung aber, dass sich aus dem Muttergefühl das Gefühl der Treue, das Keuschheits-, Heimaths- und Familiengefühl herausgebildet haben solle, spricht doch jeder historischen Auffassung Hohn. Wenn irgend etwas rein materialistisch begriffen sein will, so sind es diese Instinkte, die, wie besonders das Treue- und Keuschheitsgefühl, nicht etwa nur bei Naturvölkern, sondern innerhalb der Kulturepoche bekanntlich die allerstärksten Wandlungen erfahren haben. Und ist denn das Keuschheits- und Familiengefühl etwa heute nach E. Keys Ansicht als fester moralischer Besitz in die Geisteskultur der Menschheit aufgenommen? Die Verfasserin, die ja Anhängerin des Sozialismus ist, sie müsste sich doch der starken Umwerthung bewusst sein, der alle einschlägigen Empfindungen grade wieder in unserer Zeit unterworfen sind. Diese Umwerthung ist die Folge der fortschreitenden ökonomischen Auflösung der Familie, also rein sozialer Neu-

bildungen, an denen sich, nach E. Keys eigenem Bekenntniss, die Frauen bisher nur in untergeordnetem Maasse theilhaftig haben. Es ist also jedenfalls ausgeschlossen, derartige Gefühle so ohne Weiteres als höchste Kulturereigenschaften zu bezeichnen. Aber wäre dem selbst so: sie könnten dennoch nur gewonnen sein durch die gemeinsame Geistesarbeit beider Geschlechter, die die Eheinstitution geschaffen und damit die verfeinerten Instinkte als Resultate dieser Institution.

Die Frauenfrage, wenn man darunter nicht nur die Frage der intellektuellen Entwicklung, sondern alles das begreift, was sich auf die künftige Gestaltung des Frauenlebens bezieht, ist augenblicklich in ein Stadium des Zauderns, der inneren Kritik getreten. Wie überall sind der ersten stürmischen Begeisterung, die ihren Weg klar vor Augen sah, Hemmungen und Zweifel gefolgt, und Jeder ist geneigt, dem Ungeklärten gegenüber den Standpunkt zur Geltung zu bringen, den persönliche Erfahrungen oder zufälliger Lebensinhalt ihm aufgedrängt haben. Das ist einer der Fehler des Keyschen Buches. Die Verfasserin hat das Schicksal einzelner genialer Frauen studirt, deren Leben der Widerspruch zwischen geistigem Bethätigungsdrang und dem Wunsch nach persönlicher Hingabe zerriss. Dieser Widerspruch dürfte seine Schatten und muss sie jetzt in fast alle Ehen geistig differenzirter Frauen werfen. E. Key schliesst daraus, dass eine Umbildung der Frauennatur nach der Seite verstärkter Arbeitsinteressen für das Glück der Ehen überhaupt verhängnissvoll werden könnte. Aber alle ihre Argumente nach dieser Richtung fallen ja augenblicklich für den zusammen, der an eine radikale Umbildung der Familie in der Zukunft glaubt, eine Umbildung, die vor Allem auch die Kindererziehung in die Hand der Gesamtheit legt. Dass die Frauen nicht zweien Herren dienen können, indem sie ideale Kindererzieherinnen, Hausverwalterinnen und gleichzeitig Berufsthätige sind, das ist doch am Ende eine selbstverständliche Wahrheit. Aber das hat jeder Vernünftige auch höchstens als unausbleiblich für die Uebergangszeit gefordert. Was heute besteht, ist nothwendig Uebergang. Auch die Konflikte des heutigen Frauenlebens sind zu einem Theil Uebergangskonflikte, und schwierig und verwickelt wird die Frage gerade dadurch, dass sich hier das Zufällige von dem Wesentlichen so schwer lösen lässt. E. Key, die eine Umgestaltung der Familie in diesem Sinne nicht anzunehmen scheint, macht aber garnicht den Versuch einer solchen Lösung. Sie übersieht auch hier wieder vollkommen den wesentlichen Einfluss der thatsächlichen Lebensbedingungen auf die Umwerthung der Gefühle.

Um hier nur eines der vielen einschlägigen Probleme zu berühren: Die höher entwickelte Frau steht in unserer Zeit nicht nur deshalb in einem Konflikt, weil sie sich selbst zwei einander in gewissem Grade ausschliessenden Lebensaufgaben gegenüberstellt, sondern auch deshalb, weil das Frauensideal des Mannes, d. h. gerade sein Gefühlsideal heute noch fast völlig durch den bisherigen Lebensinhalt des Weibes bestimmt ist, von dem sich die geistig differenzirte Frau eben loszureissen strebt. Die Gefühle hinken den Ideen auch bei dem Einzelnen meist sehr erheblich nach. Selbst die Männer, die verstandesmässig völlig auf der Höhe aller Emanzipationsideen stehen, treibt noch sehr häufig ihr Gefühlsinstinkt in dieser Beziehung auf die Seite des Altüberkommenen. Aber dieses Empfinden würde sich in dem Augenblick ändern, wo etwa eine Art von Wandlung des Frauentypus im Allgemeinen, nicht blos einzelner Per-

sönlichkeiten vor sich ginge. Damit erhielten vielleicht dann auch die Glücksinstinkte des Mannes in Bezug auf die Liebe eine andere Basis. Der Mann, dessen erotisches Gefühl jetzt ausschliesslich durch die Schönheit der Erscheinung, durch eine gewisse Zartheit oder selbst Kindlichkeit des Charakters ausgelöst wird, mag vielleicht später einmal sein Liebesideal nur in einer geistig persönlicher entwickelten Frau verwirklicht finden, einer Frau mit den modifizierten Zügen, die diese Entwicklung auch ihrer Psyche nothwendig leihen muss. Ja, selbst das Ideal der rein äusseren Frauenschönheit könnte sich ja einst völlig wandeln, so dass in einigen Jahrhunderten der durch Sport und Studium umgebildete Typus des Frauenkörpers, vor dem E. Key so sehr zurückschreckt, dem Manne vollendeter erschiene, als der heutige.

Das Alles sind Möglichkeiten und nichts als dies. Auszumalen, wie es einmal sein wird, das ist in diesem Fall noch hundert Mal schwieriger und unmöglicher als den sozialen Zukunftsstaat in seinen Einzelheiten zu entwickeln; denn hier müssten wir nicht allein die gröberen Faktoren kennen, die für die Zukunftsgestaltung maassgebend sind, sondern wir müssten auch mit den ganz ungreifbaren Werthen rechnen, die die verborgensten menschlichen Empfindungen für diese Gestaltung in die Waagschaale werfen. Aber eben darum ist es flach, Voraussagungen machen zu wollen, wie sie E. Key in ihrem Buche giebt. Sie hegt schwere Befürchtungen für eine Zeit, in der die geistigen Interessen im Frauenleben denselben Raum einnehmen wie heut im Leben des Mannes. „Die Frauen werden immer weniger Zeit und Neigung haben zur Entwicklung der erotischen und sympathischen Gefühle, und der Geschlechterhaltungstrieb wird — da die Liebe ihn nicht veredelt — ihnen mit vollem Recht als Brutalität erscheinen. Die Schule wird dann noch die einzige Klasse erhalten, die ihr jetzt abgeht: die Klasse für Wickelkinder, wo die Frauen, bei denen die Liebe zu den kleinen Kindern als unausrottbarer Atavismus hervortritt, Beschäftigung finden könnten.“

Und wer würde dann nach E. Keys Ansicht eigentlich schuld an diesen unabsehbaren Konsequenzen sein? Wirklich nur die paar Hundert Frauenrechtlerinnen, die das Streben der Frauen heut in falsche Bahnen lenken? „Wehede, der sich einredet, dass die Nothwendigkeit seines Wesens Zufall sei“, ruft die Verfasserin den Frauen zu; aber liegt denn nicht innere Nothwendigkeit schon in einer solchen Bewegung? Ist nicht der gährende Trieb nach geistiger Entwicklung, der die besten Frauengeister in allen Kulturländern seit einem halben Jahrhundert revolutionirt, Beweis einer sich bereits vollziehenden Wandlung des Frauentypus, deren Resultat allerdings noch im Dunkeln liegt? Eine derartige Bewegung einen Irrthum nennen, oder aber sie auch nur vom Wege ablenken wollen dadurch, dass man ihr, wie Ellen Key dies thut, bestimmte Bahnen vorschreiben möchte: das oben heisst doch geschichtliche Nothwendigkeiten für Zufall erklären.

Aus ihrer Theorie heraus, dass alles geistige Leben bei den Frauen in Beziehung zum „Mütterlichen“ in ihnen stehen müsse, baut die Verfasserin ein ganzes System in die Luft; d. h. sie entwickelt die Wirkungskreise, in denen die ihrer Ansicht nach durch verfehlte Arbeitswahl missbrauchte Frauenkraft zu eignem und der Menschheit Nutz und Frommen verwandt werden sollte.

Als solche „Aufgaben“ für die geistig hochstehenden Frauen bezeichnet sie eine vernunftgemässe Jugenderziehung, die thatkräftige Mitarbeit an der-

Neugestaltung der sozialen Ordnung und — das Wirken für den Weltfrieden. In Bezug auf letztern legt sie — offenbar als Anhängerin der Friedensgesellschaften — sehr viel Gewicht auf die Ausmerzungen der kriegerischen Gefühle, auf die sie die Frauen verweist. Aber dieses erste Thätigkeitsfeld fiele ja schon fort für den, der auch in dieser Beziehung an die hemmende Macht der Gefühle weniger als an die sozialen Thatsachen glaubt, und fast ebenso wenig ist es wirklich ernst zu nehmen, dass durchaus alle Frauen sich der Neugestaltung der Jugenderziehung und der sozialen Verhältnisse widmen sollten, gleichviel ob ihrer Natur vielleicht künstlerische oder wissenschaftliche Interessen bedeutend näher liegen. Denn mögen solche Interessen nun beim Weibe zu erstklassigen Leistungen führen oder nicht, schwerlich wird heute noch ein vernünftiger Mensch bestreiten, dass sie bei Tausenden vorhanden sind; und selbst wenn etwa mit mathematischer Schärfe erwiesen werden könnte, dass die Befriedigung solcher Neigungen für die Menschheit ewig nutzlos ist, die Einzelnen würden dennoch suchen sie zu befriedigen. Jeder, ob Mann, ob Frau, handelt einzig nach seinen persönlichen Impulsen und nicht nach Nützlichkeitsbetrachtungen.

Darum wird Ellen Key, wie alle Anderen, den Dingen ihren Lauf lassen müssen. Wie ich schon anfangs erwähnte, ist sie ja einsichtsvoll genug, als positive Forderung die völlige Freiheit nach jeder Richtung zu stellen. Dieser Kampf für völlige Freiheit, der Kampf gegen jede Hemmung, die die Bewegung künstlich zurückdämmen will, ist, wenn denn von Aufgaben die Rede sein soll, die erste für die Frauen; die Konsequenzen wird die Zukunft ziehen.

Die Eroberung der ökonomischen Macht durch die Arbeiterklasse.

Von

Paul Kampffmeyer.

(Rehfelde.)

Es will uns zuerst ganz widersinnig scheinen, dass die starken Wurzeln der Macht des Arbeiters gerade auf dem Gebiete der Wirthschaft liegen sollen, auf dem er bisher keine Herrenrolle, wohl aber oft die des Ritters von der traurigen Gestalt spielte. Die brutale ökonomische Macht schlug meist den Aermsten so grausam nieder, wie die Windmühlenflügel den edlen Don Quixote. Und doch, schauen wir einen Augenblick auf die wirtschaftliche Entwicklung, so treten uns aus ihr deutlich die Grundlinien der werdenden ökonomischen Macht der Arbeiterklasse entgegen. Die Idee der Eroberung der wirthschaftlichen Macht ist eben nicht die Ausgeburt eines überphantastischen Kopfes, sie ist eine sehr reale, werdende Thatsache.

Die ökonomische Welt erhebt sich mehr und mehr auf dem starken Massiv der Kollektivarbeit. Eine zahlreiche Arbeiterschaft ist die Unterlage der Grossbetriebe. Diese Unterlage ist nun nicht unveränderlich, ein todttes Gestein, nein, sie ist von sprühender Lebendigkeit. Das Fundament kann leicht den ganzen Betrieb, den es kraftvoll trägt, erschüttern. Nur muss es sich über seine Bewegungen nach dieser oder jener Richtung hin vollkommen klar sein. Und von dieser Klarheit wird es erst ziemlich spät erfüllt. Von dem Mechanismus des kapitalistischen Produktions-

prozesses sagt einmal Marx, dass er die Arbeiterklasse schult, vereint und organisiert. Diese natürliche Schulung und Vereinigung erhält nun durch eine planmässige Organisation eine ganz andere durchschlagende Kraft wie vorher. Durch starke Arbeiterorganisationen sieht der Kapitalist seine Alleinherrschaft auf wirtschaftlichem Gebiete bedroht. Die Gewerkschaften greifen regelnd und richtend in den kapitalistischen Betrieb ein. Sie verhandeln mit dem Kapitalisten über die Höhe des Lohnes und die Länge der Arbeitszeit, sie wahren ihre Mitglieder gegen die Herrschaftslaunen der Leiter und Werkführer. Kurz, das Recht des Kapitalisten, allein in der Werkstatt zu gebieten und zu verbieten, wird in vielen Punkten eingeschränkt. Mit jedem Wachstum der wirtschaftlichen Macht des Arbeiterstandes, mit jedem jungen neuen Triebe dieser Gewalt schrumpft das Herrschaftsrecht des Kapitalisten zusammen. Die Gewerkschaft erhebt sich in England zu einer dem Kapitalisten ebenbürtigen, gleichberechtigten Macht. Dort bestimmt sie gemeinsam mit ihm die Arbeits- und Lohnverhältnisse für ganze Berufszweige, und dort hat sie an die Stelle der einzelnen persönlichen Verträge den Kollektivvertrag gesetzt. In England werden nach der Ansicht von Sidney und Beatrice Webb „in allen qualifizierten Gewerben, in denen Arbeiter gemeinschaftlich in den Werkstätten von Unternehmern thätig sind, 90 % der Arbeiter ihren Lohnsatz und ihre Arbeitszeit und oft noch viele andere Einzelheiten durch einen kollektiven Vertrag im Voraus bestimmt finden, an dem sie persönlich nicht beteiligt waren, in dem aber ihre Interessen von den Vertretern ihrer Klasse zum Ausdruck gebracht worden sind. Obschon aber die kollektive Vertragschliessung in einem grösseren Gebiete herrscht als das Gewerkvereinswesen, so kann doch allein ein Gewerkverein den Mechanismus für jede weitergehende und nicht nur zufällige Anwendung derselben liefern. Ohne die Existenz eines Gewerkvereins in einer bestimmten Industrie wäre es fast unmöglich, eine für einen ganzen Distrikt gültige gemeine Regel, geschweige denn ein nationales Abkommen zu erreichen.“¹⁾

Die vertragschliessenden Mächte, die Kapitalisten und Arbeiter, schaffen sich eine Repräsentation, eine Vertretung ihrer Interessen, und diese spricht wie eine gesetzgebende Körperschaft in die Arbeits- und Lohnverhältnisse hinein. Die englischen Arbeiter sind, um den geistreichen Ausdruck Legiens zu gebrauchen, bereits zur „konstitutionellen Fabrik“ vorgeschritten.

Die Gewerkschaften Englands steuern dem grossen Ziele zu, die Berufsgenossen einer ganzen Nation in eine Gewerkschaft zu vereinigen. Denkt man sich nun diese nationalen Berufsvereine mit einander verbunden, föderirt, so haben wir einen förmlichen industriellen Staat mitten im Staate. Dieser industrielle Staat garantiert den Angehörigen der einzelnen Berufe ein anständiges Einkommen, eine gesunde Werkstätte, eine geregelte Arbeitszeit. Die föderirten nationalen Gewerkschaftsorganisationen können die gesammte Produktion leiten. Die heutige Gewerkschaftsorganisation, das ist die sozialistische Organisation im Keimzustande! Wenn wir fest auf diese Organisation die Augen richten, so werden wir uns nicht mehr durch

¹⁾ Theorie und Praxis der englischen Gewerkvereine. Von Sidney und Beatrice Webb. I, 159.

die beliebte Phrase: auf dem Boden der bürgerlichen Gesellschaft ist keine radikale Reform möglich, beirren lassen. Welchen Boden meint diese Phrase, den Boden von gestern, von heute, von morgen? Soziale und ökonomische Neubildungen häufen sich in ununterbrochener Reihenfolge aufeinander. Wahrhaftig, dieser Boden der bürgerlichen Gesellschaft steht nicht fest, er wälzt und wälzt sich ständig um!

Aber nach der vorher zitierten viel beliebten Phrase scheint der Boden ewig zu ruhen. Und doch ist er ständig in Bewegung, er gestaltet sich um, immer ausgedehntere Strecken rother Erde zeigen sich. Der Kapitalismus fliesst in den Sozialismus über, das sieht man an den werdenden grossen Organisationen der Arbeiterschaft. Diese Organisationen beweisen zugleich, dass man in der Wirthschaft einen omnipotenten, alles reglementirenden Staat wohl entbehren kann. Man glaube doch garnicht, so schrieben wir vor vielen Jahren, dass die Produktion der Zukunft von oben herunter durch eine besonders erleuchtete Zentralbehörde geleitet wird, die jedem Arbeiter vorschreibt, was er zu arbeiten hat, und welche Entschädigungen er für seine Arbeit erhält. Eine derartige gesellschaftliche „Vorsehung“, die da Alles regelt, richtet, leitet, wird und kann wohl nie ins Leben treten. Die Arbeiter werden vielmehr durch festorganisirte Gewerkschaften, Berufsgenossenschaften, die Leitung und Verwaltung der Produktion durchführen.

Heute treten die Gewerkschaften schon energisch für anständige Löhne ein, die ihren Mitgliedern eine befriedigende Lebensführung sichern. Mit der Ausbreitung der Gewerkschaften theilt sich dieses Streben der ganzen Gesellschaft mit. Man sucht jedem Individuum einen gewissen Wohlstand zu garantiren. Mit der Beseitigung der herrschenden und ausbeutenden Klassen, so schrieben wir in unserer Geschichte der modernen Gesellschaftsklassen, werden bestimmte Gleichheitstendenzen in Bezug auf die Einkommen zum Durchbruch gelangen. Ein durchschnittlicher Wohlstand, der natürlich kleine Abweichungen nicht ausschliesst, wird sich einbürgern, eine Art solider Mittelstand wird entstehen. Und diesem grossen Ziele werden uns die Gewerkschaften mit ihren Standardlöhnen beträchtlich näher führen.

In der Sozialdemokratie selbst bereitet sich ein grosser Umschwung in der Würdigung und Werthung der Gewerkschaften vor. Man hält diese nicht mehr für blosse Rekrutenschulen für die politische Partei. Conrad Schmidt ist sich z. B. über den Einfluss, den die Gewerkschaften gerade bei der Umwandlung des kapitalistischen Eigenthums zu entfalten haben, vollkommen im Klaren. Das lässt schon sein bekannter Artikel über Endziel und Bewegung deutlich erkennen. Eduard Bernstein sieht in den Gewerkschaften einen wichtigen Hebel für die Sozialisirung der kapitalistischen Wirthschaft.

Durch ihre Gewerkschaften kann die Arbeiterklasse einen bestimmenden Einfluss auf das Angebot an Arbeitskräften gewinnen. Also auf den einen Pol des Marktes kann sie recht nachhaltig einwirken und eine starke wirthschaftliche Macht entfalten. Aber auch den anderen Pol, die Nachfrage, kann sie sich dienstbar machen. In den Konsumvereinen können die Arbeiter sehr erfolgreich die Nachfrage beeinflussen. Ein Konsumverein,

der von dem Geiste des streitbaren Proletariats getragen wird, hat die Macht, die Bestrebungen der organisirten Arbeiterschaft wesentlich zu unterstützen, so vor Allem bei den Boykotts in der Lebensmittel- und Genussmittelbranche. Eine geschickte Organisation des Flaschenbierhandels durch die Konsumvereine kann das Schicksal eines Bierboykotts entscheiden.

Im ureigensten Interesse darf und kann also die Arbeiterschaft nicht theilnahmlos den Konsumvereinen gegenüberstehen. Bisher hat sie sich meist von ihnen noch ferngehalten, weil sie unter dem Banne der Ideen ihres Herrn und Meisters, Ferdinand Lassalles, stand. Sie misst auch heute noch den Argumenten dieses grossen Agitators eine durchschlagende und überzeugende Kraft bei. Sogar der Abgeordnete Auer ist noch der Meinung, dass Lassalle die prinzipielle Stellung der Sozialdemokratie zu dem Genossenschaftswesen endgiltig richtig und bindend festgelegt hat. Auer sagte einmal auf dem Berliner sozialdemokratischen Parteikongresse: „Wer die Lassalleschen Agitationsbroschüren kennt, muss auch die Stellung der Sozialdemokratie zu dem Genossenschaftswesen kennen. In dieser unserer prinzipiellen Stellung hat sich seit jener Zeit nichts geändert.“ Auer scheint sich nicht mehr zu erinnern, auf welcher fadenscheinigen Argumentation die Polemik Lassalles gegen die Genossenschaften, namentlich gegen die Konsumgenossenschaften, ruht. Lassalle führt in seinem Offenen Antwortschreiben aus: „Die Benachtheiligung, welche den Arbeiterstand trifft, trifft ihn, wie das sub 2 anzuführende Gesetz zeigen wird, als Produzenten. Es ist daher schon eine ganz falsche Hilfe, dem Arbeiter als Konsumenten helfen zu wollen, statt ihm auf der Seite zu helfen, wo wirklich der Schuh ihn drückt, als Produzenten. Als Konsumenten stehen bereits heute im Allgemeinen Alle gleich.“ Wie vor dem Gensdarmen, so meint Lassalle, sind vor dem Verkäufer alle Menschen gleich, wenn sie nur zahlen. In der Sphäre der Konsumtion lächelt dem Arbeiter schon das Reich der Freiheit und Gleichheit. In ihm schreitet er leicht dahin, frei von jedem üblen Schuhdrücken. In der Sphäre der Produktion sucht Lassalle vor Allem die wirthschaftliche Ausbeutung des Arbeiters, und dort muss ihm daher geholfen werden.

Der Arbeiter als Produzent, als thätige Kraft in irgend einer Branche, erhält einen bestimmten Lohn. Gewiss, dieser Lohn ist seinen Arbeitsleistungen nicht gleichwerthig. Der kapitalistische Unternehmer steckt einen Theil des Arbeitsertrages in seine Tasche. Aber nur er allein? Da erscheint der Kaufmann, sei es als Lebensmittel-, sei es als Kleiderhändler, und heischt seinen Antheil am kargen Lohne, da tritt der Hausbesitzer auf und presst ihm eine hohe Miethen ab. Aus dem Konsum der Arbeiterschaft bereichern sich die Kaufleute aller Branchen ganz kolossal. Aus dem Konsum fliessen in einem unermesslichen Strome dem kapitalistischen Händler grosse Geldmassen zu. Ein ungefähres Bild von dem Umfang und der Stärke dieser kaufmännischen Bereicherungsquellen erhalten wir aus einer Darstellung, die der französische Nationalökonom Ch. Gide über die Handelsprofite in seinen Prinzipien der Nationalökonomie giebt. „Wenn man, so schreibt er, „den ganzen Tribut beziffern könnte, welcher von den Vermittlern beim Publikum eingehoben wird, so würde man darüber erschrecken.“ — Er erzählt dann, dass die französische Orleans-

Eisenbahngesellschaft durch eine Enquête festgestellt habe, dass der Ein- und Verkaufspreis der von ihren Angestellten gekauften Waaren um 30—127 % differirt habe. Gide berechnet dann unter der Annahme, die auf den Einkaufspreis geschlagenen Prozente betrügen das Minimum (30 %), dass in Frankreich $7\frac{1}{2}$ Milliarden Franken von den Zwischenhändlern allein als Tribut in die Tasche gesteckt würden²⁾.

Bekanntlich stritt Ferdinand Lassalle den Konsumvereinen jede grössere sozialreformatische Bedeutung ab, weil er steif und fest an sein „ehernes Lohngesetz“ glaubte. Die Konsumvereine mussten nämlich, sobald sie die Lage des Proletariats wesentlich beeinflussten, den Unterhalt der Arbeiter verbilligen und damit die Löhne zum Sinken bringen; denn das grausame Lohngesetz speiste in seiner unerbittlichen fatalistischen Wirksamkeit die Arbeiter immer nur mit den nothwendigsten Unterhaltsmitteln ab. Das ehernerne Lohngesetz ist aber heute als völlig unvereinbar mit der kapitalistischen Wirtschaftsweise von den Sozialdemokraten fallen gelassen worden. Mit dem Lohngesetz selbst aber brechen die Schranken zusammen, die Ferdinand Lassalle dem Machtbereiche der Konsumvereine setzte. Also, der Abgeordnete Auer irrt, wenn er annimmt, dass die Sozialdemokratie heute noch den Standpunkt Lassalles gegenüber den Konsumvereinen vertreten kann.

Der Konsumverein kann sich für die Arbeiterklasse zu einem wirtschaftlichen Machtmittel ersten Ranges auswachsen, das beweisen die Erfolge der englischen Konsumgenossenschaften. Sie haben Mühlen, Bäckereien, Bisquitfabriken, Seifenfabriken, Wollspinnereien, Einkaufsgesellschaften im grossen Stile gegründet. Zahlreiche wirtschaftliche Existenzen hängen von ihnen ab. Die Konsum- und Produktivgenossenschaften, englisch Kooperative-Vereine genannt, schreiten rüstig von Jahr zu Jahr vorwärts. „Es giebt gegenwärtig,“ so schrieb am 4. Juni 1898 die Frankfurter Zeitung, „in England 1845 Kooperative-Vereine gegen 1741 im Vorjahre. Die Mitgliederzahl beträgt 1 591 455. Der Umsatz belief sich auf Lstr. 62 287 058 gegen Lstr. 57 318 426 im Jahre 1896. Der Geschäftsnutzen bezifferte sich im vergangenen Jahre auf Lstr. 6 717 875.“ Also ein Geschäftsgewinn von über 130 Millionen Mark und ein Umsatz von über 1220 Millionen.

Durch die Konsumvereine kann die Arbeiterklasse einen Theil ihres Konsums organisiren. Durch diese Organisation vollführt sie eine wichtige Vorarbeit für die sozialistisch-genossenschaftliche Wirtschaftsordnung der Zukunft. Wenn wir uns heute schon über jeden neuen Sammelpunkt in dem Chaos der Produktion und Konsumtion freuen, wenn wir jeden grossen, zusammenfassenden Wirtschaftsverband als ein bedeutsames, zukunftsversprechendes Moment feiern, wie enthusiastisch müssen wir dann erst die ökonomischen Vereinigungen begrüssen, in denen die Prinzipien der Selbstverwaltung Hand in Hand mit den Fortschritten des Grossbetriebes gehen. Werden doch diese Prinzipien dereinst im vollen Maasse in der sozialistischen Gesellschaftsordnung zum Durchbruch gelangen! Die grossen Kollektivbetriebe kann der Staat nicht durch ein Machtwort ins Leben

²⁾ Die Stärkung der Gewerkschaftsbewegung durch Konsumgenossenschaften. Von Hans Müller. Basel 1896.

rufen, sondern sie müssen sich allmählich selbst bilden. Ohne diese Betriebe ist eine geregelte Produktion und Konsumtion unmöglich. Kann in einer Volkswirtschaft, aus der das Arbeitsprodukt von der Zwergwerkstatt in den Keller des Pfennigkrämers wandert, eine planvolle Ordnung herrschen? Nimmermehr! Eine gesellschaftlich geregelte Produktion setzt bereits grosse, auf Kollektivarbeit basirende Betriebe voraus. Und diese Betriebe gedeihen heute vortrefflich in der Gestalt grossindustrieller und kaufmännischer Unternehmungen, in der Form von Konsumvereinen und Wirtschafts-genossenschaften.

Die Bedeutung der Konsumvereine erschöpft sich also nicht in dem Massenverkaufe von guter Wurst und billigem Brode, sondern sie erstreckt sich weit in das wirtschaftsorganisatorische Gebiet hinein. Die sich selbstverwaltenden Konsumvereine werden eine wichtige Rolle in dem Entwicklungsprozesse des Kapitalismus zum Sozialismus spielen.

In der sozialpolitischen Wissenschaft, in dieser nüchternen, ganz auf den realen Machtverhältnissen aufgebauten Disziplin muss man sich vor Allem vor Uebertreibungen hüten. Man darf daher nicht in maassloser Begeisterung über die Erfolge der englischen Kooperative-Bewegung weit über die Grenzen und Schranken dieser Bewegung hinausschwärmen. In den landwirthschaftlichen und hausindustriellen Berufsweisen kann das Genossenschaftswesen nur schwer Wurzel fassen. Natürlich giebt es auch hier keine absoluten Grenzen. Die hausindustriellen Berufe werden mit der fortschreitenden Technik der Wirthschaft mehr und mehr zu Grabe getragen, und auf dem Land selbst fasst das Genossenschaftswesen festen Fuss. Den Blick streng auf die Gegenwart gerichtet, sehen wir aber doch eine überraschend glänzende ökonomische Machtentfaltung des englischen Proletariats, der sich selbst der Staat zu beugen hat. Mit Hilfe ihrer mächtigen wirtschaftlichen Machtmittel erkämpft sich die Arbeiterklasse nicht nur die herrschende Rolle in der Wirthschaft, sondern auch im Staat. Hören wir einmal über diesen Punkt die grosse Kennerin des englischen Wirtschaftslebens, Mrs. Webb:

„Zum Schluss“, sagt sie in ihrer berühmten Schrift über die britische Genossenschaftsbewegung, „möchte ich nachdrücklich wiederholen, dass die sozialen, administrativen und ökonomischen Grenzen des Genossenschaftsstaates die Macht der Genossenschaften in unserem nationalen Leben keineswegs begrenzen. Die Vereinigung der ganzen Arbeiterklasse zu einem Genossenschaftsverbände einerseits und einer Föderation von Gewerkvereinen andererseits würde den Arbeitern thatsächlich die Herrschaft im Staate einräumen.“

Die staatliche Macht fällt also der Arbeiterklasse in die Hände, weil sie sich im wachsenden Maasse zur Beherrscherin der wirtschaftlichen Gewalt macht.

Man stelle sich nun einmal vor, dass sich über alle kapitalistischen Länder grosse Wirtschaftsorganisationen der Arbeiter ziehen. In Gewerkschaften, Konsumvereinen und Wirtschafts-genossenschaften fassen die Arbeiter ihre ökonomischen Streitkräfte zusammen. Im fröhlichen Besitze der Massenkundschaft haben sie grosse genossenschaftliche Unternehmungen begründet. In den Ortschaften, in denen die Wohnungsfrage brennend

geworden ist, gebieten sie über starke Mietherverbände, die dem Hauswucher und Wohnungselend energisch zu Leibe gehen. Eine grosse wirtschaftliche Macht ruht also in den Händen der organisirten Arbeiterschaft. Eine ökonomisch starke, vom sozialistischen Geist durchglühte Arbeiterschaft kann schrittweise an die Umgestaltung des kapitalistischen Eigenthums gehen und damit an die thatsächliche Enteignung der kapitalistischen Monopolisten. Sie beginnt mit der Einschränkung der Herrschafts- und Eigenthumsrechte des Kapitalisten in der Werkstatt und endet mit der vollständigen Vergesellschaftung der Betriebe.

Betrachtungen über die materialistische Geschichtsauffassung.

Von
George Sorel.
(Boulogne s. S.)

[Schluss.]

VII.

Die alten Historiker beschäftigten sich hauptsächlich mit der Aufgabe, die Handlungen gewisser grosser Persönlichkeiten genau zu verzeichnen, weil sie die Geschichte vom erzieherischen Gesichtspunkt aus betrachteten. Sie wollten den moralischen Werth der Schauspieler des Welt dramas abschätzen und so ihren Zeitgenossen nützliche Beispiele vor Augen führen. Auf individuelle Handlungen ist der Begriff der Ursache sehr bequem anzuwenden, weil diese Handlungen Zufälligkeiten darstellen, die sein oder nicht sein könnten; eine Ursache dieser Art ist ein Ding, das ausgeschaltet oder verändert werden kann.

Kann man Ursachen dieser Art feststellen? Das erscheint mir sehr zweifelhaft, obwohl Seignobos entgegengesetzter Meinung zu sein scheint.⁴⁰⁾ Nichts täuscht nach meiner Meinung mehr, als die Analyse der Ursache der grossen Thaten, selbst wenn man über eine Menge Dokumente verfügt; fast immer fehlt einem gerade das entscheidende Dokument.

Was ist nicht alles über das Geheimniss der Kapitulation von Metz zusammengeschrieben worden! Marschall Bazaine erhielt von den bonapartistischen Flüchtlingen in Brüssel bestimmte Instruktionen.⁴¹⁾ und Alles drängt zu dem Glauben, dass er diesen Instruktionen folgte, von denen er annahm, dass sie die Billigung des Kaisers Napoléon hätten. Er ist gestorben, ohne den Schleier von diesem Geheimniss gelüftet zu haben. Diese Thatsache ist, glaube ich, von keinem Historiker erwähnt worden. Sie wird in allen Dokumenten fehlen, und Bazaines Verhalten wird immer verkehrt ausgelegt bleiben.

Und selbst wenn wir über alles das vorzüglich unterrichtet wären, zu was könnte uns das nützen? Die Geschichte einzelner Persönlichkeiten kann nur von einem Gesichtspunkt aus nützlich sein: sie ist ein Mittel, um Legenden zu zerstören. Marx hat in seinem Kapital oft genug die bissigste Kritik gegen berühmte Männer der Vergangenheit gerichtet, weil er die Legende in der Geschichte für gefährlich hielt. Dieser Grund hat auch Taine zu seinen Studien über die französische Revolution getrieben, war doch gerade diese Periode als Gegenstand für pädagogische Legenden besonders beliebt.

Marx hat uns keine allgemeinen Prinzipien gegeben, um den Einfluss der pädagogischen Legenden auf unser Verhalten zu bestimmen, doch finden sich auf den ersten

⁴⁰⁾ Langlois und Seignobos: Introduction aux études historiques, pag. 253.

⁴¹⁾ Die deutschen Truppenketten fassten mehrere Emissäre ab, nur einer gelangte nach Metz.

Seiten des Achtzehnten Brumaire sehr interessante Bemerkungen darüber. Die idealisirte Geschichte der Vergangenheit ist noch immer die Grundlage unseres politischen Lebens. Langlois und Seignobos berichten uns, dass bei einem Examen im Juli 1897 folgende Frage den Kandidaten vorgelegt wurde: Wozu dient der Unterricht in der Geschichte? und dass 80 Procent der Prüflingeantworteten: Er dient zur Erzeugung patriotischer Begeisterung!

Ich will hier nicht die Formeln diskutieren, die die Soziologen aufzustellen suchen, um die Gesammtheit der historischen Bewegung ganz allgemein durch das Wachstum oder Verschwinden gewisser ziemlich unbestimmt bleibender Merkmale zu bestimmen. Feststellungen dieser Art bieten kein wissenschaftliches Interesse, sondern sie führen nur dazu, das wieder in Nebel zu hüllen, was die wissenschaftliche Untersuchung zur Klarheit zu bringen bemüht ist. Es ist fast immer leicht, einer derartigen Formel eine ihr völlig entgegengesetzte gegenüber zu stellen, und für beide Thesen gleichmässig viele Beispiele ins Feld zu führen. Uebrigens führen alle Versuche, die die Saint-Simonisten und die Schüler Spencers in dieser Richtung unternommen haben, nur zu praktisch ganz gleichgiltigen Begriffsspielereien. Die Geschichte aber bietet ein beträchtliches praktisches Interesse, wenn man sie vom materialistischen Gesichtspunkt aus anschaut. Wir haben gefunden, dass sie im letzten Grunde sich darstellt als die Frage nach der Art, wie menschliche Gruppen handeln, die in bestimmte Bedingungen versetzt sind. Sie kann uns, wenn wir zu ihrem Verständniß gelangen, Hinweise bieten, deren Nützlichkeit hervortritt, wenn wir über die Zweckmässigkeit bestimmter Organisationen nachdenken, wenn wir eine legislative Reform auf ihre Wirksamkeit prüfen, wenn wir einer Gesellschaftsklasse eine Taktik in Hinblick auf ein bestimmtes Ziel vorschlagen, und gerade diese Lehre haben die Staatsmänner ja immer von der Geschichte gefordert. Aber diese konnte sie ihnen solange nicht geben, als die Wissenschaft noch nicht die Elemente der Soziologie analysirt hatte.

Was die Geschichte uns lehren kann, besteht nicht darin, wie Thatsachen Thatsachen verursachen, sondern, wie menschliche Handlungen zu Stande kommen. Sie ist eine psychologische Fundgrube von ausserordentlicher Reichhaltigkeit für Jeden, der sie zu benutzen weiss. Das Leben der modernen Gesellschaftsklassen bietet beinahe einen Experimentier-saal für diese kollektive Psychologie dar. Der historische Materialismus sollte sich aber wohl hüten, sich in abenteuerliche Untersuchungen über die Vergangenheit einzulassen, so lange seine Prinzipien über das Studium der Gegenwart nicht genügend stehen. Marx hat uns glänzende Beispiele dafür gegeben, und seine Arbeiten über die zeitgenössische Politik sind reich an Beobachtungen hierüber.

Häufig ist gegen Marx der Vorwurf erhoben worden, er habe seine historische Theorie nur zu dem Zweck aufgestellt, um in ihr die Rechtfertigung seiner revolutionären Pläne zu finden. Es ist manches Richtige in dieser Behauptung und zwar in dem Sinne, dass der gesammte Gedankenkreis von Marx immer auf die Aktion gerichtet ist, und dass seine Forschungen nicht mit den Spekulationen irgend welcher Professoren in einen Topf geworfen werden dürfen. Im historischen Materialismus müssen deshalb die Hypothesen in erste Reihe gerückt werden, die er für die Aktionen der Gegenwart aufstellt. Diese Hypothesen verbinden sich mit den Forschungen über die Vergangenheit und den historischen Gesetzen, die empirisch gewonnen werden können. Der Marxsche Materialismus bietet uns einen dreifachen Anblick, und man darf niemals es für den Gesamtanblick nehmen, wenn man von einem dieser drei Gesichtspunkte aus ihn betrachtet. Die Schüler von Marx haben dem Geiste nicht immer genügend Rechnung getragen, aus dem heraus seine Bücher entstanden sind. Sie haben kleine Stellen herausgegriffen, um daraus generelle Theorien von absoluter Giltigkeit zu schaffen, ohne daran zu denken, dass diese Formeln nur einen relativen Werth hatten und in Beziehung mit den historischen genau zu

definirenden Umständen stehen, innerhalb deren sich der Gedankenkreis von Marx bewegt, das ist vor allen Dingen in Beziehung mit den Massnahmen, die zu ergreifen sind, mit einem Wort, mit der unmittelbaren Aktion.⁴²⁾ Wir brauchen uns bei diesem Punkte nicht länger aufzuhalten. Der Leser wird mit Leichtigkeit an den angeblich absoluten Gesetzen Kritik üben können, die unter dem Namen von Marx feilgehalten sind.

VIII.

Ich habe oben gesagt, dass ich mit einigen Hinweisen auf das Werden der Ideen in den verschiedenen Gesellschaftsformen zurückkommen würde. Ich will es nunmehr in Kürze thun.

In der Geschichte der Urvölker spielt die Religion eine ausserordentliche Rolle. Es wäre sehr falsch, es zu bestreiten. Auch in der modernen Welt scheint mir die Religion ihre Rolle durchaus nicht ausgespielt zu haben. Wir sehen ja, dass religiöse Ueberzeugungen, die bereits längst als veraltet galten, sich unter unseren Augen wieder verjüngen können. Was aber ist unter Religion vom Gesichtspunkte des historischen Materialismus aus zu verstehen, und welche Rolle spielt die Religion?

Ich glaube, unter Religion muss eine Gesamtheit von abergläubischen Vorstellungen über die Beziehungen des Menschen zur Natur verstanden werden, wobei diese in ihren Erscheinungen als eine Willensmanifestation aufgefasst wird. Und diese abergläubische Anschauung kann drei Formen annehmen: erstens unmittelbare Magie: Der menschliche Wille wirkt direkt auf den angenehmen Willen der Dinge; zweitens mittelbare Magie: Der menschliche Wille wirkt durch die Vermittelung eines geheiligten Gegenstandes; drittens wissenschaftliche Magie: Der Wille des frommen Menschen oder des Priesters wirkt durch die Anwendung eines vorgeblichen Wissens von der Natur.

Ich will nicht behaupten, dass diese Formen drei verschiedenen historischen Stadien entsprechen. Die Erfahrung zeigt uns, dass, während in unseren Tagen die Religion unter zivilisirten Völkern eine wissenschaftliche Form angenommen hat (Theologie), die unmittelbare Magie beständig wieder auftaucht und unter der Form des Mystizismus zur Verjüngung des Glaubens beiträgt. In jeder entwickelten Gesellschaft existiren alle psychologischen Erscheinungen neben einander. So kommt es, dass die Religion das Aufkommen feststehender Urtheile auf allen Gebieten menschlichen Denkens bewirkt. Selbst die Logik wird durch sie beeinflusst, dadurch, dass eingebildete Vorstellungsreihen dazukommen; das geht so weit, dass man beispielsweise bei den Urvölkern in der Religion die gesammte soziale Psychologie ausgedrückt findet.

Vico hat die Beobachtung gemacht, dass fast alle unsere abstrakten Ideen aus der Praxis des öffentlichen Lebens der Griechen stammen.⁴³⁾ Leider hat die Wissenschaft diesen vortrefflichen Gedanken nicht genügend beachtet. Ich glaube, dass man neben der Religion das öffentliche Leben als zweiten Faktor der sozialen Psychologie ansehen kann, das

⁴²⁾ Die historischen Gesetze, die Marx formulirt hat, müssen stets mit Vorsicht angewendet werden. So liest man z. B. im Kapital, Bd. I., auf Seite 321, Note 59, die Beobachtung, die aus dem Elend der Philosophie stammt, dass die Autorität in der Werkstatt und die in der Gesellschaft, in Bezug auf die Arbeitstheilung, im umgekehrten Verhältniss zu einander steht. Es würde schwer fallen, diese Beobachtung als ein theoretisch absolutes Gesetz aufzustellen. Auch in dem Elend der Philosophie finden sich mehrere historische Gesetze über den Preis, die im Laufe der Zeit ungenau geworden sind. Und schliesslich, wie viel Irrthum hat nicht der famose Glaube an die unbegrenzte Akkumulation des Reichthums in einer kleinen Anzahl von Händen angerichtet! Marx dachte gewiss nicht daran, dass seine Bücher dazu dienen würden, allerhand kleine Theorien daraus mit Hilfe des Herausschneidens einzelner Stellen zu verfertigen.

⁴³⁾ Vergl.: Was uns Vico lehrt; Soz. Monatshefte, 1898, No. 6, pag. 271.

öffentliche Leben in dem sehr allgemeinen Sinne der Beziehung des Menschen zu dem sozialen Willen verstanden. Hierunter müssen begriffen werden: erstens der Einzelbund: Das Verhalten des Einzelnen wird beherrscht von der Empfindung der Ergebenheit und Treue gegen einen Häuptling oder einen Freund; zweitens die Gruppe oder die Klasse: das Verhalten wird vor Allem bestimmt durch gemeinsame Interessen und Feindschaft gegen die Fremden; drittens der Staat: das Verhalten wird durch Gesetze bestimmt, und der Mensch steht in Beziehung zu rein sozialen Abstraktionen.

Es versteht sich von selbst, dass das öffentliche Leben niemals ausserhalb des sozialen Komplexes steht, und dass vor Allem der religiöse Aberglauben in jedem Augenblick eingreift. Hauptsächlich aber in dem Einzelbunde, der in seiner Eigenschaft als reines Gefühlsmoment hauptsächlich mit der Magie verknüpft ist.

An letzter Stelle kommt die ökonomische Sphäre ins Spiel. Sie bringt den Menschen in Berührung mit der sozialen und nach einem Plane geregelten Natur. Sie wirkt aber nur dann, wenn sie bereits bestimmte Gebräuche herausgebildet hat, die fest genug wurzeln, um die Ideenwelt des Menschen wirksam beeinflussen zu können. Wir finden im ersten Bande des Kapital die folgende Eintheilung, die wir übernehmen können. Erstens die Urform des Handwerks: Die ökonomischen Bedingungen scheinen ebenso unveränderlich wie die Naturgesetze. Zweitens die Manufaktur mit den Fortschritten, die von aussen kommen: Die Umwandlungen werden als wunderbare und revolutionäre Ereignisse betrachtet. Drittens die moderne grosse Industrie: Nichts scheint mehr von Natur fest zu sein, die Revolution in den Dingen und Gedanken ist permanent.

Die psychologischen Kategorien der Ueberlieferung, der Erneuerung und der Nachahmung finden ihre Erklärung in den verschiedenen die Industrie charakterisirenden Vorgängen. Anders an die Dinge herangehen und umgekehrt die Erklärung der Industrie-fortschritte in den mysteriösen geistigen Veränderungen suchen zu wollen, heisst sich mit Worten begnügen und hat denselben Werth, wie wenn man die Entstehung durch die Zeichen erklären wollte, die zu ihrer Bezeichnung dienen.

Mit der Entwicklung einer und derselben Sphäre geht auch eine Entwicklung der intellektuellen Kräfte Hand in Hand. Wenn wir von einer Sphäre zur folgenden übergehen, finden wir stets eine grössere geistige Freiheit. Wenn die Religion mit ihren phantastischen Vorstellungen, die auf dem Zufall beruhen, dem menschlichen Geist einen bestimmten Inhalt giebt, giebt die Oekonomie nur die Richtung für die Bethätigung des Geistes an.⁴³⁾

Wir hätten nun von der Familie zu reden, die in unseren Untersuchungen noch keinen Platz gefunden hat und besonders behandelt werden muss. Zunächst muss man die Familie auf ihre Abhängigkeit von der Oekonomie prüfen. In dieser Hinsicht steht ihr Wesen mit dem juristischen System und vor Allem mit den politischen Theorien im Zusammenhang. Das hat Professor Flach in seinen Vorlesungen am Collège de France nachgewiesen. Andererseits übt auch der religiöse Aberglaube und die Gepflogenheiten des öffentlichen Lebens, vor Allem der Einzelbund, einen mächtigen Einfluss auf die Entwicklung der Familie aus. Nach meiner Ansicht ist das Familienleben thatsächlich „eine Gesamtheit von Beziehungen, die der moralischen Höherentwicklung zu einer Gruppe vereinter Menschen dient; denn diese Beziehungen beruhen auf freiwillige Aufopferung.“⁴⁴⁾

Auf der Basis der Familie erheben sich zwei andere zusammenhängende Systeme: das der Wohlthätigkeit und das der humanitären Gerechtigkeit. Die Utopisten haben sehr oft die soziale Frage dadurch zu lösen gesucht, dass sie von einem bestimmten Gerechtigkeits-

⁴³⁾ Vergl. Kapital, Bd. I, pag. 452, Note 306.

⁴⁴⁾ Devenir social, Oct. 1897, pag. 881.

prinzip ausgingen und gleiches Recht für Alles, was Menschenantlitz trägt, verlangten. Familie, Wohlthätigkeit und Gerechtigkeit rufen so eng verknüpfte Empfindungsassoziationen hervor, dass die Nationalökonomien den Utopisten vorwerfen konnten, sie wollten den Staat durch die Familie ersetzen. Schon die Alten hatten erkannt, dass die Wohlthätigkeit im Widerspruch zum Recht steht, aber auch ein ebenso nothwendiges System wie jenes bildet. Man darf deshalb nicht, wie es so oft geschieht, die Moral als noch nicht klar gewordenes, verschwommenes Recht betrachten. Dieser Irrthum rührt daher, dass man bisher noch nicht genügend den Charakter der Familie untersucht hat.

IX.

Viele meiner Leser haben gewiss bei der Lektüre dieses Essays die Bemerkung nicht unterdrücken können, dass sehr häufig in ihm von komplizirten Systemen die Rede ist, die sich in Serien von drei Begriffen entwickeln lassen, und sie werden vielleicht diesen ganzen Apparat zu scholastisch finden. Ich erwidere, dass man, um den Gedankenkreis eines Mannes richtig erfassen zu können, der so tief und originell wie Marx ist, von seinen eigenen Neigungen absehen und seine Gedanken dieselben Bahnen nehmen lassen muss, die er eingeschlagen. Marx hat in seinem Werk versucht, seinen Gedanken diese Form des Systems von drei Begriffen zu geben. Diese Methode findet sich fast im ganzen Kapital.

Zum Schluss noch eine kurze Bemerkung über die Art, wie Marx die drei Begriffe zu bezeichnen pflegt. Fast immer belegt er sie in ihrer Gesamtheit mit dem Namen des ersten Begriffs. Es ist der Unterbau, der für das ganze Gebäude den Namen abgiebt. Aus dieser Gewohnheit haben sich sehr viele Widersprüche ergeben; zahlreiche Kommentatoren haben den Ausdruck wörtlich genommen und Alles bei Seite geschoben, was nicht besonders bezeichnet war. Auf Rechnung dieses Widerspruchs müssen sehr viele Irrthümer derer gesetzt werden, die aus der Oekonomie eine einzige alles erklärende Kraft machen wollen. Marx hat, wenn er gegen gewisse sozialistische Politiker schrieb, die die Macht der Gesetzgebung zu hoch einschätzten, streng wissenschaftlich die Bedingungen der legislativen Thätigkeit erörtert und als eine Materie charakterisirt, die sich nicht nach dem Willen des Schöpfers, der zu sehr auf abstrakte Formen aus ist, kneten lässt. Deshalb weist er beständig auf den Unterbau als den bestimmenden Theil, als den Theil hin, der zur Charakteristik des Gebäudes dienen muss. Die hervorragend praktische Seite des Marx'schen Gedankenkreises erscheint hier im klaren Lichte.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet er den Unterbau als Sitz und Körper des Willens. So konnte er im Elend der Philosophie schreiben: Die Gesetzgebung kann, so politisch wie sie scheint, nur den Willen der ökonomischen Bedingungen in Worte fassen.

Das Wort ist sehr leicht zu verstehen. Der menschliche Wille wird betrachtet als steckend in einem ökonomischen Körper, dessen Form er ist, und in dem er sich durch die Sprache ausdrückt. Andererseits betrachtet Marx auch die Oekonomie als die gegebene Grösse in dem Problem. So schreibt er im selben Buche: Die Form des Austausches der Produkte entspricht der Form der Produktion, verändert die letztere, und die erstere muss sich gleichfalls verändern. Marx will zeigen, dass es zwischen dem Unterbau (Produktion) und dem Ueberbau (Tausch) eine so enge Beziehung giebt, dass man nicht hoffen kann, die soziale Frage zu lösen, indem man einem gegebenen System der Produktion ein frei erfundenes System des Austausches aufsetzt. In diesem Geiste muss man auch das berühmte Wort auslegen, das ich schon zitiert habe: Die Handmühle ergiebt eine Gesellschaft mit Feudalherren. Rein wissenschaftlich müsste man das so ausdrücken: Die Handmühle ist die gegebene Grösse, die für eine Feudalgesellschaft charakteristisch ist.

Der philosophische Ideengehalt im Ring des Nibelungen.

Von
Elsa Erdmann.
(Braunschweig.)

In geistvoller Weise hat Arthur Drews in seinem bei Haacke in Leipzig erschienenen Buche sich der Aufgabe unterzogen, den Ring der Nibelungen auf seinen philosophischen Gehalt hin zu prüfen. Er ist dabei zu der Ueberzeugung gekommen, dass Wagner in der Nibelungentetralogie einer Weltanschauung Ausdruck giebt, die eine Verschmelzung von Schopenhauerscher Philosophie mit der Hartmannschen darstellt, also im Wesentlichen der Philosophie des Unbewussten. Wagner selbst hielt sich für einen ausgeprägten Anhänger des Frankfurter Philosophen, während er Hartmann ablehnend gegenüber stand. Da das Genie aber selten ein ungetrübtes Urtheil über sich selbst hat, so bietet uns Wagners Ansicht hier keinerlei Anhaltspunkt bei der Beurtheilung seines Werkes.

Bei Schopenhauer entsteht die Welt aus Willen und Vorstellung. Der Wille, an sich betrachtet, ist „erkenntnisslos und nur ein blinder, unaufhaltsamer Drang“, erst durch die Vorstellung (die Idee) erhält er seinen Inhalt. Nur durch die Vereinigung beider wird das wirkliche Sein erzeugt. In den Zustand, der ihrer Verbindung vorangeht, in den Urzustand alles Seins führt uns das Rheingold. Alberich verkörpert den inhaltslosen Willen; durch seine Vereinigung mit der Idee, die hier symbolisch durch die Besitzergreifung des Goldes ausgedrückt wird, entsteht die Wirklichkeit. Sie ist hervorgerufen durch eine Schuld, — die Schopenhauersche Urschuld, — da Alberich um den Preis des Goldes auf das Sittliche, nämlich die Liebe, verzichtet, und ist dadurch für immer mit Leid und Unglück verbunden.

Auch Wotan veranschaulicht den Willen. Wie Alberich der leere, inhaltslose, so ist Wotan der mit der absoluten Idee bereits erfüllte Wille; das Objekt, auf das sein Streben sich richtet, ist nicht mehr die ursprüngliche, metaphysische Idee, sondern die Welt, als ihre konkrete Erscheinungsform. Sie verkörpert sich in Walhall.

Indem nun Wotan den Ring widerrechtlich an sich nimmt, lädt auch er eine Schuld auf sich. Er sieht sich gezwungen, den Ring vertragsmässig dem Riesen Fasolt für die Erbauung Walhalls hinzugeben, und nunmehr ist er ausser Stande, ihn zurückzugewinnen, denn Wotan, der Wille, ist unauflöslich mit der Idee verbunden, nur durch die Vereinigung mit ihr ist und wirkt er überhaupt, der Vertrag aber ist nichts Anderes als der gesetzmässige Ausdruck der Idee, den er mithin nicht brechen kann.

Erda, die Vertreterin des Unbewussten, die Allwissende, hat ihm gesagt, dass ein Ende der Götter durch die Nibelungen bevorsteht. Wenn es Alberich gelingt, den Ring, der seinem Besitzer Allmacht verleiht, zurückzugewinnen, so ist Wotan verloren. Der blinde Wille, der lieblose Egoismus würde über den geistdurchtränkten Willen triumphiren. So muss Wotan denn Alles daran liegen, den Ring wieder zu erobern.

Hierzu bedarf es als Werkzeug eines Freien, der nicht wie Wotan mit der absoluten Idee erfüllt und eben dadurch an sie gekettet ist, eines endlichen, starken Willens, der Wotans Knechtschaft von den „Verträgen“, der gesetz-

mässigen Beschaffenheit der Idee lösen könnte. In Siegmund glaubt er diesen freien Helden gefunden zu haben. Aber Siegmund, sein Sohn, ist nur ein Theil von Wotan, dem absoluten Willen, er kann daher nichts Selbständiges wollen, nichts, was nicht auch zugleich vom Absoluten gewollt wird. So giebt Wotan denn verzweifelnd nach, als Fricka, die Verkörperung der Idee in ihrer starr gewordenen Verknöcherung, ihm dies vorhält und von ihm verlangt, den Wälsung aufzugeben. Nur in der Wiederherstellung des alten, leidlosen Zustandes, den die Gier des Willens plump gestört hat, in der Rückgabe des Ringes an die Rheintöchter, könnte das Unglück des Weltprozesses gesühnt werden. Der Wille müsste sich seines Wollens enthalten, die Erlösung des Willens vom Wollen müsste eintreten. Wotan aber begreift in furchtbarem Seelenschmerz, dass für ihn keine Möglichkeit ist, von den Verträgen loszukommen, und er sieht sich dem Untergang durch die Nibelungen, die Mächte der Selbstsucht und Zerstörung, preisgegeben.

Im Gegensatz zu Fricka, der starren Gesetzmässigkeit, stellt auch Brünnhilde die absolute Idee dar, so, wie sie im unaufhörlichen Werden, im Fluss der Entwicklung begriffen ist. Sie ist demnach aufs Engste mit Wotan verbunden und bildet das zarteste, in aller Kraft hingebende und echt weibliche Gegenstück zu dem kraftvollen, männlichen Willen.

Als Brünnhilde, die Idee, sich gegen Wotan, den Willen, aufgelehnt hat und Siegmund gegen seinen Befehl schützt, als sie Wotan dadurch in Konflikt mit Fricka bringt, deren Gebot er sich nicht entziehen kann, muss nothgedrungen eine Scheidung zwischen ihr und Wotan eintreten.

Nicht mit Unrecht hält Drews die Szenen zwischen Wotan und Brünnhilde, die dichterisch einen unbefriedigenden Eindruck hinterlässt, philosophisch betrachtet, für logische Nothwendigkeit.

Vom absoluten Willen losgelöst, ist Brünnhilde nunmehr zur völligen Ohnmacht verdammt, wie einst Erda, das Unbewusste, ehe Wotan, der Wille, sich mit ihr vereinigt. Aber jetzt ist sie nicht mehr das Unbewusste selbst. Dieses ist „gleichsam implicite in ihr enthalten, und sie wird im Stande sein, bewusst zu reproduziren, was sie im unbewussten Zustande empfangen hat“. Ein menschlicher, endlicher Wille wird sie wecken, und diese Vereinigung des Willens mit der bewussten Idee wird keine unauf lösliche sein, die den Willen zur ewigen Qual verdammt, sonderu nur eine relative, die Wotan vielleicht die ersehnte Freiheit bringen kann. In Siegfried schildert Wagner die Ueberwindung der Natur durch den freien Menschen, den Träger eines höheren Geisteslebens. Noch einmal prallen Siegfried und Wotan aufeinander. Ich stimme Drews nicht zu, der dies für unberechtigt hält. Wotan weiss, dass seine Herrlichkeit zu Ende geht, und dass der Wälsung sein Erbe antritt. Ruhig und freudig will er nunmehr, was er einst „in des Zwiespalts wildem Schmerz“ beschloss, das Ende. Er vertraut auf Brünnhilde. Die wissend Gewordene wird die „erlösende Weltenthat“ thun, den Urzustand wieder herstellen durch Rückgabe des Ringes an die Rheintöchter und so den Willen von der Noth des Wollens befreien. Aber noch einmal, als er Siegfried gegenübersteht, bäumt sich das alte Machtgefühl in dem Herrn der Götter auf, er warnt Siegfried, ihm Neid zu erwecken, „er vernichtet Dich und mich“. Seine Niederlage aber hat nichts Befremdliches, denn er weiss, dass er Siegfried weichen muss, und kämpft ohne Siegeszuversicht. Drews erklärt sich die Szene so, dass

sie aus einer frühern Fassung des Dramas stehen geblieben ist, in der Wagner im Siegfried den Sieg des Revolutionärs über die alte Weltanschauung darstellen wollte. Meiner Ansicht nach ist Wagner aber thatsächlich, wie er nun auch selbst darüber denken mochte, von dieser Absicht nie abgewichen. Sie lässt sich auch mit seinem Schopenhauerschen Standpunkt sehr wohl in Einklang bringen, denn es handelt sich bei Siegfrieds Erweckung der Brünnhilde um die Suche des Menschen nach dem bewussten Wissen. Zu diesem Zweck bedarf es eines freien, ganz auf sich selbst gestellten Menschen, der mit allen Fesseln der Tradition und starr gewordenen Gesetzmässigkeit gebrochen hat, kurz eines Revolutionärs, dem das Bestehende, also auch Wotan weichen muss.

Siegfried erweckt Brünnhilde. Er wirbt um sie, der strebende Mensch: um die Idee, das Wissen. Diese Scene ist meines Erachtens das Grossartigste, was Wagner im Nibelungenringe geschaffen hat. Hingerissen von dem gewaltigen Eindruck, den die Idee auf ihn macht, setzt er Alles daran, sie zu erringen. Brünnhilde will ihn zurückhalten, den Schleier zu heben, aber überwältigt von seinem Muth und ungestümen Drängen, weicht sie der Liebe zu dem Schönsten, was der Weltprozess hervorbringt, der Liebe zu dem im Geiste untertauchenden freien Menschen.

Im Uebermaass ihres Glückes denkt Brünnhilde nicht an das Schicksal des Ringes, nicht an Wotan; die Götterwelt ist in ihrem Gedächtniss ausgelöscht.

Wotan ist dagegen machtlos. Er bleibt an die Idee gebunden und kann aus eigener Kraft nicht von ihr loskommen, nicht den Willen zum Wollen verneinen, der durch die Idee bedingt ist. Thatenlos sitzt er mit den Göttern und Helden in Walhall. Der Gesang der Nornen wird immer düsterer, ihr Seil reisst. Seitdem der blinde Wille in den Frieden der Ideenwelt eingedrungen ist, rinnt der Quell des Wissens nicht mehr in der Sphäre der reinen Idealität.

Siegfried nimmt Abschied von Brünnhilde und zieht auf Thaten aus. Die Idee hat ihm das Licht des Bewusstseins entzündet, jetzt drängt es ihn, es in Thaten umzusetzen. Beim Scheiden giebt er Brünnhilde den Ring, und damit geht dessen Kraft auf ihn über, wie er von Brünnhilde den Schatz ihres reichen Wissens empfangen hat. Siegfried und Brünnhilde verkörpern jetzt die Menschheit in ihrer Vereinigung von Mann und Weib, der höchsten und vollendetsten, denkbar ist.

Wagner fasst die Liebe, wie aus allen seinen Schöpfungen hervorgeht, im Wesentlichen auf als das Verlangen nach innerlicher Vereinigung. Darum haben seine Liebesgestalten selten etwas Sinnliches an sich, sondern stets eine ausgesprochene mystische Färbung. Der Gedanke an den gemeinsamen Urgrund aller Individuen ist für Wagner stets das Wichtigste. Darum lechzen seine Gestalten danach, „unterzutauchen im Wesen des Absoluten, um dort die Wesenseinheit wiederzufinden“. Vor diesem Verlangen verschwindet selbst der Schmerz der endlichen Trennung. „Getrennt, wer will es scheiden, geschieden, trennt es sich nie.“

Wunderbar feinsinnig hat Wagner dargestellt, wie Siegfried, der strebende, aber irrende Mensch schuldig wird. Weit entfernt, an Theilnahme für ihn einzubissen, muss ich es vielmehr bewundern, wie Wagner durch den rein äusserlichen Vorgang des Minnetrinkens die Schuld als etwas nur äusserlich Siegfried Anhaftendes, nicht seinem innersten Wesen Zugehöriges darthut.

Auch Brünnhilde fällt einer Schuld anheim, indem sie sich weigert, den Ring, weil er Siegfrieds Liebespfand ist, den Rheintöchtern zurückzugeben, und

damit die Götterwelt um ihrer eigenen Liebe willen der Noth überlässt. Seitdem sie das unbewusste Wissen der absoluten Idee verloren hat, ahnt sie den Zusammenhang der Dinge nur noch dunkel. Sie löst ihre Konflikte, die eben aus dem unvollkommenen Wesen der Endlichkeit entstehen, auf eine gewaltsame, lückenhafte Weise, die sie immer tiefer in Schuld und Verderben verstrickt. Erst an Siegfrieds Leiche, dessen Tod sie verschuldet hat, wird ihr klar, was sie gethan hat. Durch Leid und Schmerz entwickelt sie sich abermals zu ihrer früheren Klarheit, die im Zustande des Absoluten ihr innerstes Wesen war. Sie weiss jetzt, dass mit dem Dasein untrennbar der Schmerz verknüpft ist. Aber sie kennt auch den Ausweg aus dieser furchtbaren Noth: „Selig in Lust und Leid lässt die Liebe nur sein“.

Diese Liebe, die allumfassende, zu der Menschheit, zu den Göttern, zu der Welt, lässt sie endlich die ersehnte Liebesthat ausführen. Sie weicht sich der Willensverneinung. Damit ist die Welt, ist der Gott erlöst. „Ruhe, Ruhe, du Gott“. Denn jede Handlung, die Brünnhilde, die bewusste Repräsentantin des Geistes, die Objektivation des unbewussten, absoluten Willens ausführt, muss notwendiger Weise auch auf jenen zurückwirken.

Die That, die der absolute Wille nicht vollbringen konnte, weil er aus eigener Kraft von der Idee, durch die allein er wollen kann, nicht los zu kommen vermag, konnte nur von dem bewussten Willen ausgeführt werden, denn die bewusste Idee, mit der er verbunden ist, kann sowohl die Bejahung wie die Verneinung zum Wollen in sich schliessen.

So hat Brünnhilde den absoluten Willen erlöst; — die Rheintöchter erhalten den Ring zurück, Brünnhilde und Siegfried sind „im Tode in mächtigster Minne vermählt“, sie tauchen unter im Absoluten.

Brünnhildens Schlussworte, worin sie sich an „des blühenden Lebens bleibend Geschlecht“ wendet, passen in diese Stimmung nicht hinein. Man kann sie in der That wohl nur als Ueberbleibsel von Wagners früherer Weltanschauung betrachten, wonach er als Inhalt seines Werkes, unbekümmert um metaphysische Gedanken, nichts als die Erlösung der Welt durch die Liebe darthun wollte, die ein glücklicheres Zeitalter herbeiführen würde.

Offenbar blieb Wagner aber später hierbei nicht stehen, und es lässt sich nicht leugnen, dass auf die Weise, wie Drews in den Nibelungenring hineingeschaut hat, die Dunkelheit des Werkes sich erhellen lässt. Vielleicht hat er zuviel hinein allegorisiert, sein Bestreben, Alles seiner vorgefassten Ansicht anzupassen, führt ihn meiner Meinung nach im Einzelnen oft zu weit, im Ganzen aber enthalten seine Ausführungen viel Einleuchtendes.

Wenn dem aber so ist, so drängt sich die Frage auf: Was bleibt da für den Sozialismus?

Die Frage ist hier nicht: Welche Verbindung besteht thatsächlich zwischen moderner Philosophie und dem Sozialismus? Die Frage ist einfach: wie retten wir Wagners, einerei ob bewusste oder unbewusste, Fühlung zum Sozialismus? In einem modernen Kunstwerk von der eminenten Bedeutung der Nibelungen-tetralogie müssen sich verwandte Züge zu unserer Bewegung zeigen, denn alles Berechtigte in Wissenschaft, Kunst und Leben muss sich unter irgend welchen Gesichtspunkten zu einer höheren Einheit verbinden lassen.

Ob der Künstler selbst dabei klar über sich ist, bleibt gleichgiltig. Nicht er ist der beste Ausleger seines Werkes, wie Drews richtig bemerkt, im Gegen-

theil steht er der Schöpfung seines Genius oft weniger erkennend gegenüber, als sein objektiv an das Kunstwerk herantretendes Publikum.

Seitdem Wagner dem bestrickenden Zauber Schopenhauerscher Philosophie verfallen war, hatte er seine frühere Anschauung, dass ein freies Menschenthum die Welt auf revolutionärem Wege zu einem glücklichen Zeitalter führen sollte; abgethan. Oder vielmehr, er glaubte, sie abgethan zu haben; wieweit das aber thatsächlich geschehen war, bleibt eben zu untersuchen.

Und da tritt uns vor Allem entgegen, wie auch Drews betont, dass Wagner ein Dichter der Erlösung ist. In allen seinen Werken beweist er das. Nun ist die Erlösung, soweit sie Freiwerden von der Qual des Daseins bedeutet, ein Moment Schopenhauer-Hartmannscher Philosophie. Hartmann, der auf dem Boden eines teleologischen Weltprinzips steht, fasst die Erlösung auf als nur durch die Sittlichkeit möglich. Diesen Gedanken veranschaulicht meiner Ansicht nach Wagner. Keineswegs will er eine blosse Willensverneinung im Schopenhauerschen Sinne auf der Basis der Vereinigung von endlichen Willen und und bewusster Idee darstellen. Vielmehr lässt er diese Willensverneinung, die Erlösung, erst eintreten, nachdem die Menschheit zur vollendetsten Bethätigung ihres innern Wesens, d. h. zur grössten, allumfassenden Liebe, welche höchste Sittlichkeit bedeutet, vorgedrungen ist.

Nachdem auf diese Weise das Heil der Welt erfüllt ist, steht in der That einer Beendigung des Weltprozesses theoretisch nichts mehr im Wege, die Erlösung mag eintreten.

Die Liebe als Verkörperung der höchsten Vollkommenheit des Menschengeschlechtes ist aber der Inhalt von nichts Anderem als dem Sozialismus. Was als noch vollendete Lebensform nach dem Sozialismus kommen mag, entzieht sich fürs Erste unserm Auge. Wir können uns den Sozialismus fortentwickelt denken, wir können uns aus ihm herauswachsend neue Formen der Entwicklung vorstellen, wie weit wir aber den Begriff der Vollendung auch fassen wollen, immer muss er den Sozialismus als verarbeiteten Bestandtheil in sich schliessen. Wollen wir also mit bekannten Grössen rechnen, so können wir sehr wohl kurzweg die Entwicklung mit dem Sozialismus identifiziren.

Und dass Wagners Genius sich durchaus dieser Thatsache bewusst war, geht mit zwingender Klarheit daraus hervor, dass kein vollendetere Repräsentant des sozialen Menschen denkbar ist, als Siegfried. Der junge Held Siegfried, der kämpfend und siegend vorwärtsstrebende Revolutionär, ist der vollendete künstlerische Ausdruck für das Proletariat.

Ich nehme nicht an, dass Wotans Untergang die Niederlage des kapitalistischen Systems hätte darstellen können, sei diese Ansicht auch früher von Wagner selbst verfochten worden, wohl aber liegt auf der Hand, dass Wagner einen Kampf auf Leben und Tod, zwischen Gut und Böse geschildert hat. Wie sollte aber das Gute anders zur Herrschaft gelangen, als durch den freien Menschen als Träger der sittlichen Entwicklung, verkörpert durch Siegfried? Muss das Gute selbst dabei untergehen, d. h. muss es von der Objektivation ins Absolute zurücksinken, sobald die sittliche Vollendung das Ende des Weltprozesses herbeiführt, so ist dies eine Folgerung des spekulativen Denkens, gegen die schliesslich nicht allzuviel einzuwenden ist; die aber auch praktisch gleichgiltig ist. Gewiss aber ist, meine ich, dass die Nibelungentetralogie sich nicht in erster Linie, wie Drews meint, um das Loskommen des absoluten.

Willens von der Idee dreht, sondern um die Herbeiführung des vollendeten Zustandes höchster Sittlichkeit, der allerdings nach Wagner die „Erlösung“ mit sich führt.

Dass Wagner versucht, aber nicht immer vermocht hat, eine Verschmelzung dieser beiden Gedanken herbeizuführen, geht unter Anderm aus Brünnhildens Schlussworten hervor, die, an sich betrachtet, im Zusammenhang mit dem Vorigen auch jetzt noch unverständlich bleiben, aber deutlich beweisen, dass Wagner mit seiner metaphysischen Annahme sich nicht so ganz im Klaren fühlte, sondern gern auf gegebenere Faktoren zurückgehen wollte, als sie die Schopenhauer-Hartmannsche Philosophie bietet.

Es ist dennoch gewiss, wenn wir selbst Drews' Darlegungen weit entgegenkommen, dass Wagner — mindestens das Unbewusste in ihm —, zu seinem Heil niemals die Verwandtschaft mit uns eingebüsst hat, und wir fahren fort, ihn uns zuzuschreiben, wie wir uns mehr oder weniger jeden modernen Genius zuschreiben, der thätig an der Kulturentwicklung mitarbeitet.

Rundschau.

Oeffentliches Leben.

Die Wahlen in Belgien. „In Belgien hat sich nichts geändert; es giebt da nur einen klerikalen Abgeordneten mehr“, sagte ein ungarisches Blatt, ein bekanntes Wort variirend, am Morgen nach der Stichwahl des 29. Mai.

In der That gleichen sich im Senat die Verluste der Liberalen und Klerikalen aus. Was die Repräsentantenkammer anbetrifft, so bestand sie vor der soeben stattgefundenen Wiederherstellung aus 111 Klerikalen, 12 Liberalen und Radikalen, 29 Sozialisten. Heute zählt sie 112 Klerikale, 12 Radikale und 28 Sozialisten; aber wenn auch der Effektivbestand der parlamentarischen Fraktionen sich nicht geändert hat, wenn auch das Ergebniss der Wahl nur die Eroberung eines neuen Sitzes durch die Regierung bedeutet, so muss man sich wohl hüten, daraus zu schliessen, dass die Wählermasse seit 4 Jahren keine grosse Umwandlung durchgemacht hätte.

Bei den Wahlen von 1894, die zufolge der konstitutionellen Revision in allen Arrondissements des Landes gleichzeitig stattfanden, vertheilte sich die Gesamtziffer der Stimmen wie folgt:

Sozialisten	Liberalen	Klerikale	chr. Demokr.
334 500	544 237	943 825	23 000

Wenn man heute die Resultate der beiden Ergänzungswahlen von 1896 und 1898 zusammenzählt, so findet man, dass die respektive Situation der Parteien sich radikal geändert hat:

Sozialisten	Liberalen	Klerikale	chr. Demokr.
210 609	179 017	450 952	22 058
323 715	182 290	397 095	36 926
Total:			
534 324	361 307	848 047	58 984

Also:
 $+ 199\ 824 - 182\ 930 - 96\ 779 + 35\ 984$
 Aus der Vergleichung dieser Ziffern ergibt sich Folgendes:

1. Die Sozialisten haben innerhalb 4 Jahren beinahe 200000 Stimmen gewonnen; ihr Wahltheil repräsentirt mehr als ein Viertel der Gesamtsumme der Stimmen. (Man muss indess hinzufügen, dass sich unter den 500 000 sozialistischen Stimmen die derjenigen Radikalen befinden, welche mit der Arbeiterpartei einen Kompromiss geschlossen hatten. Man kann ihre Anzahl auf höchstens 50 000 schätzen.)

2. Die Liberalen, die bereits nicht viel zu verlieren hatten, sahen ihren Effektivbestand auf 182 980 Stimmen reduziert, sie waren am Tage nach der Neuwahl 20 in der Kammer; 3 oder 4 unter ihnen — rariantes in gurgite vasto — repräsentirten besonders die alte doktrinäre Partei. Die Uebrigen sind Radikale, deren Stimmen in der Kammer sich mit den sozialistischen vereinigen.

3. Die Klerikalen, die auf der einen Seite von den Sozialisten, auf der andern von den christlichen Demokraten beeinflusst werden, haben nicht mehr die Majorität in der Kammer. In der That haben Liberale

und Sozialisten 895 631 gegen 848 047 klerikale erhalten. Also, ohne die Stimmen der christlichen Demokraten zu zählen, besteht eine regierungsfeindliche Mehrheit mit einem Vorsprung von über 47000 Stimmen.

Und bei jeder Wahl wächst die parlamentarische Majorität um: 57 Stimmen 1894, 70 Stimmen 1896, 72 Stimmen 1898. In dem Maasse, wie die klerikale Partei sich vermindert, wächst die Zahl ihrer Deputirten dank den Stichwahlen. Die liberale Bourgeoisie, die den Koloss aus Hass gegen das Pfaffen- thum im ersten Wahlgang erschüttert, befestigt ihn im zweiten aus Furcht vor der phrygischen Mütze. So konnte es kommen, dass bei den Wahlen von 1896 24 gewählte Klerikale, die in Stichwahl mit den Sozialisten kamen, wiedergewählt wurden, dank den liberalen Stimmen, durch die sie 8 Tage zuvor die Schlappe erlitten hatten. Auch in diesem Jahre hat sich dasselbe Wunder ereignet. Die 4 sozialistischen Deputirten von Verviers, die am 22. Mai 2000 Stimmen mehr als 1894 erhielten, wurden am 29. durch die klerikal- liberale Koalition gestürzt. Dennoch haben wir dank einer gewissen Anzahl Radikaler 3 Sitze in den Arrondissements Thuin und Huy gewonnen.

Man muss sich also, trotz des starken Anscheines einer sich auf Zweidrittel der Volksvertretung stützenden Regierung, wohl hüten: zu glauben, dass wir in vollständiger Theokratie leben, und dass Belgien — dieses Paradies des Liberalismus — sich seit einigen 15 Jahren in ein grosses Kapuzinerkloster verwandelt habe. So fanatisch auch unsere Klerikalen sein mögen, sie können doch nicht vergessen, dass sie, im Lande in der Minorität, ihr Uebergewicht im Parlament nur den doppelten und dreifachen Stimmen der Bourgeoisie verdanken, bei den Stichwahlen der grössern Hälfte der liberalen Wähler. Ubrigens unterscheidet sich ihre Politik viel weniger als man anzunehmen geneigt wäre, von derjenigen der französischen Opportunisten seit der Herrschaft des neuen Kurses. Ziehen wir das Resumé hieraus, so dürfen die Republikaner der Partei des Herrn Méline auf die Klerikalen rechnen; in Belgien sind es die Klerikalen, die mit den Freikonservativen rechnen dürfen; aber, im Grunde genommen, ist es, sowohl in diesem wie in jenem Falle, die Alliance des Geldsackes, die mit Hilfe der ländlichen Bevölkerung gegen das industrielle Proletariat arbeitet.

Jedoch in dem Maasse, wie der Schwerpunkt der Parteien sich verschiebt, wie die alten Klassifikationen ihre Wichtigkeit verlieren, die Kapitalisten, Klerikalen und Freimaurer sich einander nähern und sich gegen-

seitig Avancen machen, in dem Maasse lösen sich die proletarischen Elemente unserer beiden Parteien mehr und mehr hiervon los.

Schon sieht man wie in gewissen Theilen Walloniens und besonders in der Hesbaye, die ihre Getreide- und Rübenfelder um die Steinkohlenbecken herum ausbreitet, wie durch das ganze mittlere Belgien der grösste Theil des ländlichen Proletariats und eine grosse Anzahl kleiner Landbebauer ihre Stimmen von nun ab mit denen des industriellen Proletariats zusammen abgeben. Den Landbezirken, die von einer beständigen Propaganda bearbeitet werden, verdanken wir zum grossen Theil das Wachsen unserer Stimmenzahl seit vier Jahren. Wir haben das Recht zu hoffen, dass in nächster Zukunft die letzten klerikalischen Deputirten, die ihre Wahl nur der liberalen Bourgeoisie verdanken, aus den industriellen Bezirken des wallonischen Landes verschwinden werden.

Im flämischen Bezirke, in dem die Klerikalen als Herren herrschen, wird die politische Fortentwicklung sich viel weniger schnell vollziehen: es giebt auch nicht einen einzigen Deputirten der Opposition in diesem Theile des Landes, das die Hälfte von Brabant, die beiden Flandern, Limburg und die Provinz Anvers umfasst.

Dennoch werden auch hier in den alten Parteien ernsthafte Symptome einer Auflösung bemerkbar. Wenn die wallonischen Liberalen von den rothen Sozialisten verschlungen werden, so werden die flämischen Klerikalen von den christlichen Demokraten, die sie die „grünen Sozialisten“ nennen, bedroht.

Im Jahre 1894 wählte die Christene Volkspartij im Arrondissement Alost den Abbé Daens, einen demokratischen Priester, der mit wirklicher Energie während der letzten Legislaturperiode die Interessen der Arbeiter und der kleinen flämischen Landbebauer vertrat. Am Siege über ihn verzweifelnd, liessen die Konservativen ihn zum Schweigen verurtheilen: Der Bischof von Gent verbot ihm die Erneuerung seines Mandates anzunehmen. Der Abbé Daens gehorchte, aber Diejenigen, die sich schmeichelten, mit dem Daensismus fertig zu sein, können sich heute überzeugen, dass sie sich schwer getäuscht haben. Im ganzen flämischen Lande ist in der That der demokratische Staub aufgewirbelt, und die Unzufriedenheit gegen den offiziellen Klerikalismus ist zum Ausbruch gekommen.

Bei den letzten Wahlen sind überall, wo die anders denkenden Katholiken, die mehr oder weniger von der Demokratie abgefärbt sind, ihre Kandidatur an Stelle der abgehenden Deputirten gesetzt haben, diese mit grosser Stimmenmehrheit gewählt worden.

Im Arrondissement Saint-Nicolas z. B. kamen die 4 klerikalen Deputirten in Stichwahl mit 2 Sozialisten, während ein kleiner Bauer, der kaum zu schreiben verstanden und kein Wort Französisch konnte, mit grosser Majorität im ersten Wahlgange gewählt wurde. In Termonde verdankte der Ackerbauminister, der mit einem christlichen Demokraten in die Stichwahl kam, seinen Sieg im zweiten Wahlgange nur den Mitteln einer skandalösen Pression, sowie der Unterstützung der Freikonservativen. Aber besonders in Alost und Gent liefern die Annäherungsversuche der verschiedenen Oppositionsparteien dem Wahlkampfe ein grosses Interesse für die Zukunft.

In diesen beiden Arrondissements hatten in der That die Genter Sozialisten, gestützt auf andere flämische Vereinigungen, eine neue Taktik angepriesen und sie gegen die ziemlich lebhaften Angriffe vertheidigt: Das Kartell aller Oppositionsparteien zum Zwecke des Triumphes des einfachen allgemeinen Wahlrechtes, mit Berücksichtigung der Minoritäten.

Der Kongress der Arbeiterpartei, die sich letzte Ostern in Verviers versammelte, erklärte diese Taktik keineswegs dem allgemeinen Verhalten der Partei entgegengesetzt, aber er erklärte dies unter der ausdrücklichen Bedingung, dass man alle Oppositionsparteien dazu aufriefe, wie sie auch seien, und dass man allen Anhängern des Kartells präzise bindende Verpflichtungen auferlege in Bezug auf das allgemeine Wahlrecht und die sofortige Revision der Konstitution.

Das hiess die doctrinären Liberalen, die sich absonderten, aus dem Wege räumen und den christlichen Demokraten weit die Thore öffnen, oder vielmehr denjenigen der christlichen Demokraten, welche man Wilde, Schismokraten, grüne Sozialisten nennt, um sie von den durch die Konservativen zahm gemachten christlichen Demokraten zu unterscheiden.

Diese Annäherungsversuche wurden übrigens nicht beachtet. Die Leute der Christene Volkspartij zogen es vor, allein, mit besonders aufgestellten Listen, zu kämpfen; sie fürchteten, sich die katholischen Bauern zu entfremden, die das Gros ihrer Truppe bilden. Kurz und gut, das Kartell gestaltete sich zu einer Koalition zwischen den Sozialisten und den radikalsten Elementen des Liberalismus.

In Gent, wo die Klerikalen gegen vier Oppositionslisten kämpften (Kartell, Liberale, christliche Demokraten und Kaufleute) trug

die Regierungsliste den Sieg davon, allerdings mit sehr stark reduzierter Majorität.

In Alost, wo die christlichen Demokraten, die Liberalen und Sozialisten partielle Listen aufstellten, die sich gegenseitig unterstützten, trugen die Klerikalen ebenfalls den Sieg davon, dank dem Fehlen von mehreren tausend Arbeitern, die während der Hochsaison im Auslande arbeiteten. Eben um zu diesem Resultat zu gelangen, um sich dieser „Landgänger“ zu entledigen, hatte man die Wahlen, die für Oktober festgesetzt waren, auf Ende Mai verlegt.

Im Ganzen also sehen wir, dass der Schandfleck der Klerikalen die flämische Hälfte des Landes zu bedecken fortfährt; die Sozialisten herrschen in den Provinzen Liège und Hainaut; im übrigen Theile Walloniens (Namur und Luxemburg) theilen sich die verschiedenen Parteien in der Volksvertretung.

Bei den diesjährigen Wahlen hatten wir Alles zu verlieren und nichts Hervorragendes zu gewinnen. In den wallonischen Provinzen waren alle Sozialisten, mit Ausnahme eines einzigen, der Wiederwahl unterworfen: 4 Sitze haben wir verloren, jedoch 3 gewonnen.

In den flämischen Provinzen waren alle gewählten Deputirten Katholiken: 3 oder 4 unter ihnen sind durch Dissidenten ersetzt worden; die Sozialisten haben viele Stimmen gewonnen; die christlichen Demokraten haben bemerkenswerthe Fortschritte gemacht; aber wenn für den offiziellen Klerikalismus die Götterdämmerung beginnt, wird es langer Jahre bedürfen, bis die sowohl in ökonomischer wie sozialistischer Hinsicht im Rückstand befindliche flämische Bevölkerung die Wege des Sozialismus beschreitet. Die nächste Zukunft gehört wenigstens in Flandern der Demokratie, oder exacter ausgedrückt, der christlichen Demagogie. Es ist unnöthig hinzuzufügen, dass die Propaganda der Christene Volkspartij unsern Weg vorbereitet und unsere Pfade ebnet.

Die nächsten Wahlen, für die andere Hälfte des Landes, finden in 2 Jahren statt. Bei diesen werden wir Nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen haben: ein einziger Sozialist, dessen Wiederwahl sicher ist; eine grosse Anzahl mit sehr geringer Majorität gewählter Konservativer, deren Niederlage wir uns rechtmässig zu Nutze machen können.

Dieses Jahr hielten sich die Sozialisten in der Defensive, und ihre Widerstandskraft ist siegreich gewesen. 1900 werden sie die Offensive ergreifen, in der glühenden Hoffnung, sich neue Positionen zu schaffen.

E. V.

Verantwortlich für die Redaktion: Hugo Warschawski in Berlin.

Verlag der Sozialistischen Monatshefte, Stein St. 11, Berlin C. (Eigenthümer: Dr. R. Friedeberg in Berlin).

Druck von Max Bading, Beuth St. 2, Berlin SW.